ALEXANDER VON HUMBOLDT. EIN LEBENSBILD FÜR JUNG UND ALT

Ferdinand SCHMIDT
(Jugendschriftsteller.)

Alexander von Humboldt.

Ein Lebensbild für Jung und Alt

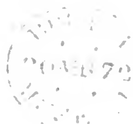


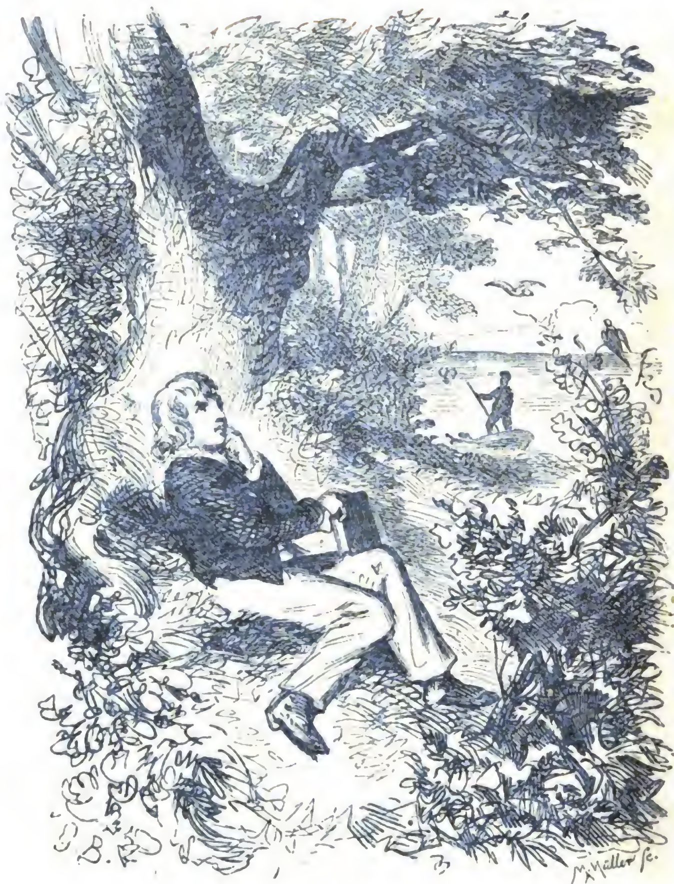
von

Ferdinand Schmidt.

Berlin.

Verlag von Hugo Kastner.





Im Tegeler Park.

Alexander von Humboldt.

Ein Lebensbild

für Jung und Alt

von

Ferdinand Schmidt.

„Humboldt glaubte an Fortschritt, Erhebung der Menschheit, er glaubte, daß ein lichterer Tag der Kenntniß, Freiheit und Tugend dem Menschengeschlechte noch vorbehalten ist."

Wright.

„So lange solche Sterne dem deutschen Volke strahlen, kann ihm der Pfad zu einer herrlichen Zukunft nicht dunkel bleiben."

(Aus einer Adresse aus **New-York** an die Familie Humboldt.)



Berlin.

Verlag von Hugo Kastner.

Leipziger Straße 61.

Die Titel der übrigen Schriften von Ferd. Schmidt und Urtheile über dieselben befinden sich auf den letzten Seiten des Buches.

Der Verleger.



Vorwort.

Indem ich meinen Lesern in dieser Schrift ein Lebensbild von Alexander von Humboldt biete, wünsche ich lebhaft, es möge dasselbe sich einer eben so freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben, wie sie die von mir verfaßten und zumeist bereits in mehreren Auflagen erschienenen Lebensbilder „Friedrich der Große“ — „Washington“ — „Franklin“ — „Fichte“ — „Gellert“ — „Herder“ — „Schiller“ —„Goethe“ — „Mädler“ gefunden haben.

Die Zusicherung kann ich geben, daß mir die Anmaßung fern ist, zu meinen, den großen Gegenstand, der den Inhalt der Darstellung bildet, in genügender Weise erschöpft und damit andere Darstellungen desselben überflüssig gemacht zu haben. Durch meine Schrift wünsche ich im Gegentheil anregend in dem Sinne zu wirken, daß der Leser auch zu den übrigen biographischen Schilderungen des Lebens Humboldt's greife.

Es sind erschienen: „Alexander von Humboldt, von H. Klencke“ — „Erinnerungs-Blätter an

Alexander von Humboldt" — „Das Humboldt-Buch, von Dr. F. A. Zimmermann" — „Alexander von Humboldt, von A. Ewald" — „Alexander von Humboldt und seine Bedeutung für Volksbildung. Von Rudolf Benfey."

Außerdem sind noch Darstellungen des Lebens Alexander von Humboldt's von O. Ule und J. Loewenberg zu erwarten.

Die Verwalter von Volks- und Jugendbibliotheken müßten es nach meinem Dafürhalten als eine nicht zu umgehende Pflicht ansehen, nicht nur diese Schriften, sondern auch die Werke des Gefeierten: „Ansichten der Natur" und „Kosmos", ferner die erläuternden Werke zum „Kosmos": „Briefe über den Kosmos. Von B. Cotta" und „Kosmos für Schulen und Laien. Von G. Reuschle" und endlich die Bearbeitungen der Reisen Humboldt's von H. Kletke, von J. Loewenberg und von H. Hauff ihren Sammlungen einzuverleiben.

Berlin. F. S.

Schlößchen Tegel.

Das Spottwort, das die Mark Brandenburg „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" nennt, hat in Vielen, die das Land nicht kennen, gänzlich falsche Vorstellungen von demselben erweckt. Es giebt deren in der Ferne, die da meinen, Berlin liege in einer Wüste. Wer mit einer solchen Annahme nach Berlin kommt, der staunt nicht wenig, wenn er die Umgegend der Stadt in Augenschein nimmt. Der Boden zeigt fast überall eine mittlere Fruchtbarkeit. In einiger Entfernung von Berlin giebt es allerdings kleine Strecken, auf denen Feldgewächse nur ein kümmerliches Dasein fristen, oder auf denen Pflanzenwuchs fast gar nicht vorkommt. Größere Strecken sind bedeckt mit Kieferwaldungen, die nur zu mäßiger Entwicklung gelangen. Dagegen sind auch in der Mark sehr fruchtbare Acker- und Waldstriche vorhanden, und dem Freunde der Natur bieten sich landschaftliche Schönheiten die Fülle dar.

Eine Landschaft von durchweg malerischer Schönheit befindet sich eine und eine halbe Meile nordwestlich von Berlin. In dieser Landschaft liegt das Schlößchen Tegel und ein freundliches Dörfchen gleichen Namens.

gekommen war. Der Baron mußte sich rühmlichst hervorgethan haben auf dem Kriegstheater, denn der große König ernannte ihn gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges zum Kammerherrn. Der Major hatte sich mit der verwittweten Baronin Marie Elisabeth von Holwede vermählt, und es waren dieser Ehe die genannten beiden Söhne entsprossen.

Berg, Wald, See, üppiger Wiesengrund waren nicht der alleinige Schmuck der nächsten Umgegend Tegels, die Kunst hatte damals schon das Ihre dazu gethan, den natürlichen Reiz der Landschaft zu erhöhen. Zum Schlößchen gehörte ein Vorwerk mit gut gehaltenen Ländereien, und der Forstrath von Burgsdorf, der seinen Amtssitz auf Tegel gehabt hatte, war durch Anpflanzungen von Laubhölzern und Fruchtbäumen mit dem rühmlichsten Erfolge thätig gewesen.

Von dem in dem Park mit eingeschlossenen Berge, zu dessen Höhe gewundene Laubgänge führen, bietet sich dem Beschauer der Anblick einer Landschaft seltenster Art dar. Zu Füßen der Schloßgarten mit den behaglichen Rasenplätzen, den farbenreichen Blumenbeeten und der ihn durchschneidenden Linden-Allee, ihn umrandend saftgrüner, von Büschen und Schilf eingefaßter Wiesengrund, der die Grenze des ziemlich umfangreichen, viele größere und kleinere Einbuchtungen bildenden Tegeler Sees bildet, aus dem sich Inseln mit malerisch gruppirtem Laubgehölz emporheben, im Hintergrunde Eichen-, namentlich aber Kiefer-

waldungen, die schichtweise dunkler und dunkler erscheinend den Horizont einrahmen und zwischen denen zur Rechten die grauen Mauern und kugelfesten Thürme Spandaus hervorschauen. Da der See von der Havel durchflossen wird, ist sein Wasser klar, sein Spiegel bei unbewölktem Himmel und ruhiger Luft silberhell. Links taucht das Schlößchen zwischen dem Grün der Bäume hervor, rechts begrenzt Laubholz, Tannen- und Kieferngehölz die Fernschau.

Welch einen Anblick bietet diese Landschaft, wenn die sich senkende Sonne dem Abendhimmel den menschlicher Kunst unnachahmlichen Farbenhauch verleiht! Golden glühen die Eckthürme des Schlößchens, röthlich, wie vom Feuerschein umgossen die hochaufstrebenden Stämme der Föhren, die im Vordergrunde des sich in seiner Tiefe in Dunkel hüllenden Waldes stehen, ein rosiger Hauch, mannigfaltig abgetönt, ruht auf dem Spiegel des Gewässers und auf dem Gefieder des der anmuthigen Insel in majestätischer Ruhe sich nähernden Schwanenpaares. Von drüben her schaut das Dörfchen zwischen Fruchtbäumen in die Landschaft hinein, Rauchsäulen steigen aus den Häusern empor und werden vergoldet in der Höhe. Und dieses zarte Farbenbild, dieses Gedicht von Lieblichkeit, Anmuth und Frische ist umfaßt von der kräftigen, dunkel und dunkler erscheinenden fernen Waldumrahmung!

Der klare See ist es mithin, der die Landschaft dem Blicke auf eine weite Strecke hin frei legt. Anders ist es — von dem angenommenen Standpunkte auf der Höhe des

Berges aus berechnet — auf der Rückseite des Schlößchens. Ich sagte vorher schon, es habe — entsprechend dem Orte, auf dem das später neugebaute Schlößchen zu finden ist — das Jagdschloß am Fuße des bewaldeten Berges gelegen. Nun sei noch hinzugefügt, daß diese bewaldete Umgebung des Hintergrundes, die in den Park hineingezogen worden ist, den Rand eines sich weithin erstreckenden schönen Waldes bildet.

Auf der Höhe, von der wir unsern Umblick hielten, äußerte ein den gebildeten Ständen angehörender Rheinländer, der sich auf längere Zeit in Berlin niedergelassen hat, kürzlich zu dem Verfasser: „Ich bin aus einer der schönsten Gegenden unseres Vaterlandes und habe an Naturschönheiten Vieles gesehen, aber wahrlich, diese Tegler Landschaft ist ein Edelstein landschaftlicher Schönheit, und so oft ich mich schon an diesem Anblick erquickt habe, immer und immer zieht es mich wieder hierher!"

Nunmehr werden diejenigen meiner Leser, die Tegel nicht aus eigener Anschauung kennen, sich ein Bild der Oertlichkeit machen können, auf der Alexander seine erste Kindes- und seine Knabenzeit verlebte.

Den Schloßgarten nebst Park, den Rand des anmuthigen Waldes und die nächste Umgebung des Sees durchschweifte der junge Knabe in Gesellschaft seines Bruders Wilhelm oftmals. Er war von Körper wohlgebildet, aber von sehr zarter Organisation und schwächlicher Gesundheit. Das Stadtleben hätte diese köstliche Menschenblüthe gewiß

frühzeitig geknickt. Hier erhielt sie sich. Wie spiegelte sich wohl die Natur in ihren mannigfaltigen Gebilden und zusammenhängenden Erscheinungen in dieser jungen Kindesseele ab! Wir wissen es nicht, wir können nur Vermuthungen aufstellen.

Alexander von Humboldt ist mit Aeußerungen über seinen Bildungsgang sehr sparsam gewesen. Kamen dahin zielende Fragen von Verehrern seines Wirkens, so verhielt er sich ablehnend. Das Leben eines Gelehrten, äußerte er einmal, sei in seinen Büchern zu suchen. Sein auf hohe Dinge gerichtetes Forschen ließ ihm nicht Zeit, frühere Stadien seines Lebens näher in Betracht zu ziehen, für's Andere widerstrebte es seiner Bescheidenheit, sich zum Gegenstande einer Darstellung gemacht zu sehen. Aber eine Aeußerung von ihm ist in seinen Schriften vorhanden, die da besagt, daß sein Wunsch, die weite Welt zu durchwandern, in ihm in früher Jugend entstanden sei.

Der Reiz der bunten Pflanzen- und Thierwelt mochte diesen Wunsch in ihm erzeugt haben. Die Flora der Mark ist in der Umgebung von Tegel reichlich vertreten. Im Walde fand er ganze Strecken überdeckt mit dem feingefiederten Farrenkraut, die Blüthe und Frucht zugleich tragende Erdbeere, die Heidelbeere, deren rosenrothen kugelrunden Glockenblumen schon ein Bild der später erscheinenden dunkelblauen Beere geben, die Preißelbeere mit den röthlichen Blüthentrauben, die liebliche Maiblume, den Waldmeister, die wunderlich gestalteten Pilze, die

rosenroth blühenden Lichtnelken, Haselnußsträucher, Birken und Tannen mit ihren Blüthenbehängen. Aus den frischgrünen Gräben des Wiesenrandes schauete ihn traut das Vergißmeinnicht an, während Heere bunter Blumen und zartgestalteter Gräser von der Wiese ihm freundlich zunickten. Wie viel Platz wäre erforderlich, wenn alle die Pflanzen genannt werden sollten, die sich dem Auge des jungen Knaben darboten! Selbstverständlich kannte er anfangs die Namen der Pflanzen nicht, aber auch namenlos sprachen sie zu seinem Gemüthe. Eben so ist das Thierleben in der Umgebung Tegels in mannigfaltiger Gestaltung vertreten. Der junge Knabe begrüßte im Frühjahr Schwalbe und Storch, denen an und auf den Wirthschaftsgebäuden gastliche Aufnahme gewährt ward; er sah Falken und Habichte sich wiegen über dem See, Hasen und Rehe den Wald durchstreifen, Eichkätzchen sich neckend jagen am grauen Stamm der Eiche oder behend hüpfen von Zweig zu Zweig, Schwalben pfeilschnell dahin schießen über dem Wasserspiegel und sich von Zeit zu Zeit die heiße Brust kühlen, wilde Enten, Schwäne und Taucher schwimmen auf der Fluth; er vernahm zur Nachtzeit den durchdringenden dumpfen Ruf des Uhus und den wehklagenden Aufschrei des Käuzchens; er sah auch gelegentlich eine zur Tageszeit aus ihrem dunklen Versteck hervorgescheuchte Eule umherirren, verfolgt von einem zankenden Heere von Tagesvögeln aller Art. Welch ein geschäftiges Thierleben hatte er wahrzunehmen auf seinen kleinen

Wandergängen! Bienen hängen an den Blüthen, Ameisen tragen, verhältnißmäßig an Kraft die ägyptischen Bauarbeiter alter Zeit weit überbietend, allerlei trockne Abfälle geschäftig zusammen, um ihren Bau zu überdachen, eine in schwarzes, goldgestreiftes Pelzwerk gekleidete Hummel summt stürmend vorüber. Am Waldesrande, der reichlich mit Blumen verschiedenster Art übersäet ist, gaukeln Schmetterlinge umher, der Trauermantel mit seinen schwarzvioletten, blaßgelb gesäumten Flügeln, der prächtige Admiral, der Schwalbenschwanz, das Pfauenauge, der Citronenvogel, der mit den unscheinbarsten Blüthen vorlieb nehmende Bläuling, vielfach auch Gottesauge genannt. Libellen mit den zarten blau-, grün-, oder braunschillernden Flügeln umschwirren den Schilfrand. Dort auf einer Dolde schläft im hellen Sonnenschein der Rosenkäfer, dessen feste Flügeldecken goldgrün glänzen, die Goldwespe, „ein zu einer kleinen Wespe umgewandeltes Juwel,“ setzt sich zur kurzen Ruh auf ein Blatt, bewegt munter die Fühlhörner und streift den Staub von den Füßchen. Welch ein Gemisch herrlicher Farben an dem Körper dieses Thieres! Wahrlich, die edlen Metalle und Edelsteine überbieten es nicht an Farbenpracht. So eilig schießt es dahin, daß der Beschauer einen farbigen Strahl zu sehen vermeint. In den Bäumen erhebt sich ein Concert von hundert feinen Vogelstimmchen. Die meisten der Sänger sind Goldhähnchen, graubraune Vöglein von der Größe der Zaunkönige, nur zierlicher noch gebaut und mit kleinen Gold-

krümlein geschmückt. Flatternd von einem Fichtenzweige zum andern und hängend, die Beinchen nach oben, an den äußersten Ausläufen, suchen sie ihre Nahrung. Andere der Sänger sind graublaue, schwarzbehäupte Meisen, ferner graubraune Baumläufer und aschblaue, mit gelblicher Brust gezierte Spechtmeisen, auch Blauspechte genannt. Baumläufer und Spechtmeisen laufen wie Mäuse an den Stämmen empor, Insectenlarven als leckere Speise suchend und dadurch im Haushalte der Natur eine Wohlthat übend, ohne dies zu wollen oder eine Ahnung davon zu haben. Schmausend und musicirend zieht die Schaar in einer Richtung fort und durchschweift den Wald. Noch ist das Concert nicht ganz verklungen, da ertönt der Ruf des Kuckuks, das laute Klopfen des Rothspechts an einem dürren Aste, in welchem der Klopfer, des Waldes Zimmermann, Holzmaden gewittert hat. Der Hänfling mit schöner rother Brust, der am liebsten auf den schlanken Spitzen kleiner Tannen seinen Ruhesitz nimmt, erhebt seinen Gesang. Ihn will ein kecker Fink überschmettern. Von der höchsten Spitze einer Kiefer ertönt das sanfte Girren der scheuen Waldtauben, aus der Ferne des Pirols heller Ruf. Ein Holzhäher, von Jägersleuten der Affe unter den Vögeln genannt, weil er den Gesang und die Bewegungen anderer Vögel gern nachahmt, quält sich kläglich, dem Trommelschläger Fink es nachzuthun. Plötzlich kreischt er grell dazwischen, die aufgeschreckte Mandelkrähe in ihrem prachtvollen azurnblauen Kleide flattert

durch die Zweige, fern aber aus einem anmuthigen Gebüsch läßt — unbeirrt durch alle die befiederten Sänger und Schreier — die Nachtigall ihren melodischen Gesang erschallen.

Für Alexander war der Tegler Wald der singende Wald des Märchens aus „Tausend und Eine Nacht."

Auch heut noch findet der Besucher dieses Tegler Waldes die genannten und auch noch andere Thiere dort; vor hundert Jahren freilich waren sie reichlicher vertreten. Unverstand hat das Seine dazugethan, das Heer der Waldvögel in unsern Forsten zu mindern.

Knabenzeit.

Der Leser mag es sich selbst sagen, in welcher Weise eine Naturumgebung, wie sie zu einem Theile vorgeführt wurde, geeignet war, befruchtend und — in Bezug auf die spätere Lebensbahn Alexander's — bestimmend auf denselben zu wirken. Nach gleicher Richtung wirkte absichtslos ein geistiger Einfluß auf ihn. Wer hat nicht vernommen, daß Joachim Friedrich Campe es war, der der deutschen Jugend die erste deutsche Uebertragung des ein halbes Jahrhundert früher in London erschienenen und von dem Engländer Daniel de Foe geschriebenen Meisterwerkes Robinson Crusoe darbot? Ein jeder meiner Leser hat wohl den Robinson

gelesen und erinnert sich des Eindrucks, den dies Buch auf ihn gemacht hat. „Robinson! Ein Name, ein Wort für eine Welt von Begriffen und Empfindungen!“ ruft ein Bewunderer des Buches. „Man könnte eben so gut sagen: selige Kindheit, erstes Träumen einer andern Welt, geflügelte Sehnsucht, Thatenlust, Drang in die Ferne.“ — Der genannte Campe nun, den der Major von Humboldt in Potsdam hatte kennen gelernt, wo er als Feldprediger wirkte, ward der erste Erzieher des Brüderpaares.

Campe war zum Erzieher und Lehrer geboren. All sein Denken und Sinnen war darauf gerichtet, die möglichst beste Methode, die Jugend zu bilden, zu finden. Damals gingen die Erzieher und Lehrer noch vorherrschend auf Belastung des Gedächtnisses der ihnen anvertrauten Schüler aus. Campe hielt dafür, daß es unerläßlich sei, durch Entwicklung der Verstandeskräfte die Seele zu freierer Regung und Entfaltung zu bringen, die Urtheilskraft früh hervorzurufen, und zu diesem Ziele meinte er am besten durch Unterredungen zu gelangen, namentlich aber hielt er dafür, daß der Schüler am leichtesten zur Erkenntniß seiner selbst und seiner Umgebung durch Vorführung entfernter Völkerschaften und deren Sitten und Gebräuche und durch Schilderungen fremder Oertlichkeiten zu bringen sei, indem dies naturgemäß auf Vergleichungen führe. Als ein besonders geeignetes Mittel, diesen Zweck zu erreichen, erschien ihm die Geschichte von Robinson, der, ein

neuer Odysseus, auf seinen Meerfahrten die wunderbarsten Abenteuer erlebt und Erfahrungen aller Art zu machen hat. Man kann sich denken, in wie begeisterter Weise Campe seinen Schülern, anknüpfend an Gegenstände, die dem Auge sich zur Anschauung darboten, Bilder der Ferne vorführte, und wie er dadurch zugleich die Phantasie seiner jungen Hörer belebte. Der Tegler See mochte sich in Alexander's Seele (bei offenen Augen oder im Traume) oftmals zum Weltmeer gestalten, die Insel, zu der Campe mit seinen Zöglingen auf leichtem Kahn gelangte, zur Robinson-Insel, auf der dieser seine Entdeckungen gemacht, auf der die Noth ihn auf die verschiedenartigsten Erfindungen geführt und Gefahren und Rettungen mancherlei Art ihn sittlich gereift hatten.

Campe's Wirksamkeit im Humboldt'schen Hause währte leider nicht lange; schon nach Jahresfrist folgte er einem ehrenvollen Rufe nach Dessau, wo ihm das Directorat über eine berühmte Erziehungsanstalt übertragen ward. Daß aber sein begeistertes Wirken unverlöschliche Eindrücke in dem Brüderpaar zurückgelassen hatte, beweist deren spätere Zeit. Campe stand hoch da als Sprachforscher, und siehe, Zeit ihres Lebens war der Sinn beider Humboldt's auf Sprachforschung gerichtet. Ein jeder der Brüder gewann sich ein Feld, auf das er vorherrschend thätig war, Wilhelm das des classischen Alterthums, der Kunst, der Philosophie und der Sprachen, Alexander das der ge-

sammten Naturwissenschaften. Trotz der Sonderheiten berührten die Brüder sich jedoch später vielfach in ihren Bestrebungen.

Campe war bewegten Herzens geschieden; nur allein das erweiterte Feld der Wirksamkeit, das sich ihm, dem begeisterten Pädagogen, in Dessau eröffnete, hatte ihn bestimmt, die ihm so lieb gewordene Familie von Humboldt zu verlassen. Nun galt es für den Major, sich nach einem Nachfolger Campe's umzusehen, und wieder ließ seine gereifte Menschenkenntniß ihn den rechten Mann finden. Er hatte in Berlin einen Studenten Namens Christian Kunth kennen gelernt, in dessen Wesen sich Frische, Herzensgüte und Streben nach sittlicher Vervollkommnung abspiegelte, in dem ein lebendiger Drang, fortgesetzt an Erkenntniß zu wachsen, vorhanden war, und der bereits ausgezeichnete Kenntnisse besaß. Der zwanzigjährige Christian Kunth, seit längerer Zeit ohne jegliche materielle Beihülfe, hatte sich genöthigt gesehen, sich durch Privatunterricht in guten Häusern die zum Leben nöthigen Mittel zu erwerben, wodurch ihm der Vortheil geworden war, sich Gewandtheit im Unterrichten und Sicherheit, in vornehmen Kreisen sich zu bewegen, anzueignen. Frohen Herzens wanderte der junge Mann hinaus nach Tegel und bewies bald durch die That, wie sehr er das ihm geschenkte Vertrauen verdiene.

Ein Umstand betrübte die Eltern vielfach. Der Gesundheitszustand Alexander's blieb immer noch schwankend.

Dem entsprechend machte er auch, abgesehen davon, daß er um zwei Jahr jünger war als sein Bruder Wilhelm, beim Unterrichte weit geringere Fortschritte als dieser. Wilhelm, sagten sich die Eltern oft, berechtigt zu großen Hoffnungen; aber, fügten sie dann wohl bekümmert hinzu, was wird aus Alexander werden? Wer hätte aber dem liebewerthen Knaben zu zürnen vermocht, der guten Willen beim Lernen zeigte und dessen sonstige Haltung musterhaft war! Wie wäre es ihm wohl ergangen, wenn er sich in der unbeschränkten Gewalt eines herzlosen pädagogischen Zuchtmeisters befunden hätte! Was Alles mochte, für ihn selbst unklar und unsagbar, in der jungen Seele träumen und ihn bisweilen bis zum gänzlichen Vergessen hinnehmen! Welche Zauberbilder wachten in ihm auf, wenn er sich der Hoffnung hingab, daß er einst ferne Wunderwelten forschend durchwandern werde! Gesichte standen auf, seine Zukunft ihm enthüllend. Da geschah es wohl gelegentlich beim Unterrichte, daß mit unwiderstehlicher Gewalt jene Zauberbilder seinen Sinn gefangen nahmen, so daß er Nichts sah und hörte von seiner Umgebung, und daß, wenn dies bei den Fragen des redlichen Kunth zu Tage trat, sich der Brust desselben ein Seufzer entrang.

In seinem zehnten Lebensjahre verlor Alexander seinen Vater durch den Tod. Einen Trost gewährte es gewiß dem Scheidenden, die Söhne in guten Händen zu wissen. Die Gattin war eine Frau von hoher Gesinnung, und

wie einst die edle Römerin Cornelia, die Mutter der beiden berühmten Gracchen, kannte auch sie nichts in der Welt, was ihr ein höheres Interesse gewährt hätte, als die Erziehung ihrer Kinder. Dabei wirkte Kunth in gleichem Eifer und bei reifender Erfahrung weiter, und so standen die beiden edlen Sprossen eines wahrhaft ehrenwerthen Hauses fortgesetzt unter sorgsamster, theilnahmsvollster Leitung.

An das Krankenbett des Vaters war der in Spandau wohnende Physikus, der nachmals so berühmte berliner Arzt und Universitätslehrer Heim gerufen worden. Er ließ sich nach dem Tode des Hausherrn dazu bereit finden, den Knaben Unterricht in der Botanik zu ertheilen, und erklärte ihnen namentlich die 24 Klassen des Linné'schen Pflanzensystems. Zur Stunde pflegte er zu Pferde von Spandau herüber zu kommen. Auch um diese Zeit — Alexander zählte damals elf Jahre — war der innerste Kern des Knaben noch so umhüllt, daß der erfahrene und scharf schauende Heim in seinem Urtheile über ihn ebenfalls irre ging, denn auch er glaubte zu erkennen, daß sich Alexander „wohl gar nicht zum Studiren eigene." —

Das Haus Humboldt stand in Kreisen Berlins und Potsdams, die Ansehen und Bildung vertraten, in hoher Achtung. Hatte doch auch der Major von dem Prinzen von Preußen (dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II.) bisweilen einen Besuch empfangen. Im Jahre 1778 sahen die jungen Humboldt's den Dichterfürsten jener

Zeit, den damals noch in Jugendschönheit prangenden Göthe in Tegel, ohne zu ahnen, in welche nahe Beziehung sie später zu ihm treten würden. Unverlöschlich wie das Bild Goethe's prägte sich ihnen das Bild Friedrich des Großen ein. Am 19. Mai 1783 hielt der große König in Spandau eine Truppen-Musterung ab, und unter den Zuschauenden, die von Nah und Fern herbeigeeilt waren, befanden sich auch die beiden jungen Humboldt's und ihr Hofmeister Kunth. Es war für die Brüder ein hoher Genuß, den König zu sehen, der gleich groß als Kriegsheld wie als Friedensfürst war, und dessen Lob sie zuerst aus dem Munde ihres dahingegangenen Vaters vernommen hatten.

Studienjahre.

Alexander war vierzehn Jahr geworden, ohne daß das Urtheil über seine Fähigkeiten sich geändert hatte; immer noch herrschte Zweifel darüber, ob er sich — nach dem Ausdrucke Heim's — „zum Studiren eigne.“ Die nächste Zukunft, meinte man, werde darüber Licht geben. Nach sorgfältiger Berathung ward nun beschlossen, daß beide Brüder unter der Leitung des Hofmeisters in Berlin Vorbereitungs-Unterricht für die Universität empfangen sollten. Ein Gymnasium besuchten sie nicht, dagegen zog

Kunth geeignete Kräfte für den Privatunterricht heran. Drei Jahr später bezogen sie die Universität Frankfurt an der Oder, zwei Jahre darauf Göttingen. Wir versagen es uns, die Reihe der Männer, die sie hörten, die Schriften, die sie lasen, aufzuführen: es wäre dies ein für unsere Darstellung völlig zweckloses Unternehmen. Wir greifen nur Einiges heraus, was geeignet ist, Alexander's Entwickelungsgang zu beleuchten.

Der Leser wird sich zunächst sagen, daß jener Zweifel über die Befähigung Alexander's wohl geschwunden sein muß, da man ihn ja nun entschieden der akademischen Laufbahn zugeführt hatte. Es sei ihm in der angehenden Jünglingszeit — so sagten Freunde des Hauses — „plötzlich Licht im Kopfe geworden." — Mancher mag später den Satz umgekehrt und gesagt haben: In dem Urtheil über Alexander sei den ihn Beurtheilenden endlich ein Licht aufgegangen. —

Durch die Bekanntschaft und bald darauf erfolgende Befreundung mit dem Naturforscher Georg Forster, der den berühmten Capitain Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt begleitet hatte, empfingen die Pläne Alexander von Humboldt's einen neuen Aufschwung. Eifriger noch lag er von jetzt ab den Studien ob. Seine Bestrebungen hatten vom Anfange an den Stempel echter Größe, und schon damals unterschied er sich von jenen Sammlern, denen es eben nur um das Aeußerlichste der Erscheinung zu thun ist, „die mit gieriger Hand nach Schätzen

graben und froh sind, wenn sie Regenwürmer finden," die Dinge zu kennen meinen, wenn sie die Namen derselben anzuführen wissen. Ein Wort, das er nicht lange nach jener Zeit an Schiller, von dem er zur Mitarbeiterschaft an seiner Zeitschrift aufgefordert worden war, richtete, giebt Zeugniß davon, daß er sich nicht dem Scheindienst, sondern dem wahrhaftigen Dienste der Wissenschaften geweiht hatte. „Wie man die Naturgeschichte bisher trieb," schrieb er, „wo man nur an den Unterschieden der Form klebte, die Physionomik von Pflanzen und Thieren studirte, Lehre von den Kennzeichen, Erkennungslehre, mit der heiligen Wissenschaft selbst verwechselte, so lange konnte unsere Pflanzenkunde z. B. kaum ein Objekt des Nachdenkens speculativer Menschen sein. Aber sie fühlen mit mir, daß etwas Höheres zu suchen, daß es wieder zu finden ist; denn Aristoteles und Plinius, die den Sinn des Menschen und dessen Ausbildung in der Kunstliebe mit in die Naturbeschreibung zogen, diese Alten hatten gewiß weitere Gesichtspunkte als unsere elenden Registratoren der Natur. Die allgemeine Harmonie in der Form, das Problem, ob es eine ursprüngliche Pflanzenform giebt, die sich in tausenderlei Abstufungen darstellt, die Vertheilung dieser Formen über den Erdboden, die verschiedenen Eindrücke der Fröhlichkeit und Melancholie, welche die Pflanzenwelt im sinnlichen Menschen hervorbringt, der Contrast zwischen der todten, unbewegten Felsmasse, selbst der unorganisch scheinenden Baumstämme und der belebten

Pflanzendecke, die gleichsam das Gerippe mit mildernden Fleisch sanft bekleidet, Geschichte und Geographie der Pflanzen, oder historische Darstellung der allgemeinen Ausbreitung der Kräuter über den Erdboden, ein unbearbeiteter Theil der „Allgemeinen Weltgeschichte,“ Aufsuchung der ältesten Vegetation in ihren Grabmälern (Versteinerungen, Steinkohlen, Torf u. s. w.), allmählige Bewohnbarkeit des Erdbodens, Wanderungen und Züge der Pflanzen, der geselligen und isolirten, Karten darüber, welche Pflanzen gewissen Völkern gefolgt sind, allgemeine Geschichte des Ackerbaues, Vergleichung der cultivirten Pflanzen mit den Hausthieren, Ursprung beider, Ausartungen, welche Pflanzen fester, welche loser an das Gesetz gleichmäßiger Form, gebunden sind, Verwilderung gezähmter Pflanzen (so amerikanische, persische Pflanzen, wild vom Tajo bis Oby), allgemeine Verwirrung der Pflanzengeographie durch Kolonisation — das scheinen mir Objekte, die des Nachdenkens werth und fast noch ganz unberührt sind.“ — Der junge Forscher erweist sich uns als von dem Geiste ergriffen, der in dem Goethe'schen Worte seinen Ausdruck gefunden hat:

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammen hält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen
Und thu' nicht mehr mit Worten kramen.“

Auch durch folgendes Wort eines neuern Dichters läßt sich das begeisterte Streben des Jünglings charakterisiren:

„In Formen, die mich bunt umschwanken,
Such' ich des Schöpfers Lichtgedanken."

Daß er sich nicht mit dem begnügte, was Bücher ihm lehrten, und was er in den Vorlesungen der bedeutendsten Fachgelehrten vernahm, wird dem Leser nicht zweifelhaft sein. Er ging selbst hinaus in die Natur, um Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen. Erzählt wird von ihm, daß er sogar zur Winterszeit ins Freie gegangen sei, um Moose zu suchen, welche in dieser Jahreszeit blühen. Hatte er doch in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre in Gesellschaft Georg Forster's sogar schon eine wissenschaftliche Reise nach dem Rhein unternommen, deren Ergebniß sein erstes Werk war: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein." Kleinere und größere Ausflüge solcher Art mochten das Ihrige dazu beitragen, daß seine Kränklichkeit, an der er noch in den ersten Jahren seiner Jünglingszeit nicht unbedeutend zu leiden gehabt hatte, mehr und mehr wich. Außerdem war es ihm in seinem Gesammtverhalten darum zu thun, seinen Körper fähig zu machen zum Ertragen von Mühseligkeiten. Hätte sein eigenes Nachdenken es ihm nicht schon gesagt, so würden die Mittheilungen Georg Forster's ihn zu der Ueberzeugung gebracht haben, wie unerläßlich möglichste körperliche Kräftigung für den ist, der sich als Forscher in ferne, unbebaute Gegenden der Erde begiebt.

Von Göttingen aus bezog er auf kurze Zeit die Handelsakademie in Hamburg, dann begab er sich nach Freiberg

und machte einen Cursus auf der dortigen Bergakademie durch. Der spätere Bergrath Freiersleben, der mit Humboldt zu gleicher Zeit seine Studien auf der Freiberger Akademie betrieb, entwarf von demselben folgendes Bild: „Die hervorstechenden Züge seines liebenswürdigen Charakters, eine ganz unendliche Gutmüthigkeit, wohlwollende und wohlthätige, zuvorkommende und uneigennützige Gefälligkeit, warmes Gefühl für Freundschaft und Natur, Anspruchlosigkeit, Einfachheit und Offenheit in seinem ganzen Wesen, lebendige und immer unterhaltende Mittheilungsgabe, heitere, humoristische, mitunter wohl auch schalkhafte Laune; — diese Züge, die ihm in späteren Jahren dazu halfen, wilde und rohe Menschen, unter denen er sich Jahre lang aufhielt, zahm und sich geneigt zu machen, in der gesitteten Welt aber allenthalben, wo er auch auftritt, Bewunderung und Antheil zu erregen — diese Züge erwarben ihm schon während seiner Studienzeit in Freiberg allgemeine Liebe und Ergebenheit. Er wollte Jedem wohl und wußte jeden Umgang sich unterhaltend und nützlich zu machen; nur gegen inhumane Rohheit, gegen jede Art von Ungebührlichkeit, Ungerechtigkeit und Härte konnte er erzürnt und heftig, sowie gegen Sentimentalität und Affection konnte er bitter, gegen Schlaffheit, oder, wie er es nannte, Breiigkeit des Gemüths und gegen Pedanterie konnte er ungeduldig werden."

In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre trat Alex-

ander von Humboldt in den Staatsdienst ein — zwei Jahr später als sein Bruder, der 1790 zum Legationsrath und Beisitzer am Kammergericht in Berlin ernannt worden war. Alexander von Humboldt ward als Assessor beim Berg- und Hüttendepartement in Berlin, wenige Monate später als Oberbergmeister und Generaldirector der Minen in den damals noch zu Preußen gehörenden Fürstenthümern Bayreuth und Anspach angestellt. Während er das letztgenannte Amt mit bestem Erfolge verwaltete, verfaßte er für verschiedene Zeitschriften eine Reihe höchst bedeutsamer wissenschaftlicher Abhandlungen, die da bekundeten, daß er — im Gegensatze zu gewöhnlichen Naturen — mit nichten gesonnen war, im Hafen des Staatsdienstes von seinen bisher rastlos getriebenen Studien auszuruhen. Die Abhandlungen waren kräftigen Flügelschlägen vergleichbar, die auf einen neuen Aufschwung deuteten. Immer wieder standen die Gesichte aus der Jugendzeit in ihm auf, jetzt freilich in geläuterter, verklärter, vergeistigter Gestalt, denn während früher das bunte Aeußere der heimischen und fremden Welt ihn vorherrschend gereizt hatte, war er jetzt von dem Streben durchdrungen, die inneren Gesetze alles irdischen Seins zu ergründen, die waltende Weltseele zu schauen.

Plötzlich vernahmen seine Freunde, er habe sein Amt freiwillig niedergelegt und sei nach Wien gegangen, um sich mit Botanik, namentlich aber mit dem Studium der daselbst befindlichen reichen Sammlungen ausländischer

Gewächse zu beschäftigen. Die ihn näher kannten, wußten es, weshalb gerade die ausländischen Gewächse sein lebhaftes Interesse erregten.

Von Corunna bis Cumana.

Alexander von Humboldt war Deren Einer, die in ihrer Jugend- und Jünglingszeit mit der Noth des Lebens nicht zu kämpfen hatten; es fehlte ihm nicht an leiblicher Wohlfahrt, es wurden ihm auch jederzeit die Mittel dargereicht, die nöthig waren, um seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. In dieser Beziehung glich seine erste Lebenszeit der Goethe's, der ja auch aus einem reichen Hause stammte. In Betracht der in der bezeichneten Weise von Glück begünstigten Jugendzeit Alexander von Humboldt's, ist oft gesagt worden, daß sein Aufschwung nicht eben besondere Verwunderung erregen könne.

Wir hoffen, daß unsere Leser von vorn herein gegen eine so oberflächliche Ansicht eingenommen sind. Die äußere Noth des Lebens hat ohne Zweifel schon viele zu hohen Dingen angelegten Geister frühzeitig geknickt; aber ob nicht die Zahl der jungen Seelen größer ist, die der Ueberfluß niedergehalten hat, ist eine Frage, die eher zu bejahen als zu verneinen sein möchte. Ehre dem, der

hungernd und darbend hohen Zielen entgegen strebt; aber Ehre auch dem Jünglinge, der, während irdische Genüsse aller Art ihm winken, der tiefinnersten Stimme seines Herzens gehorchend, auf der Bahn des freiwilligen Entsagens und des mühevollen Strebens heldenmüthig vorwärts schreitet! Letzteres findet auf Alexander von Humboldt seine Anwendung.

Schicken wir uns nun an, im Geiste mit ihm eine an bedeutungsvollen Ereignissen reiche Wanderschaft in Südamerika anzutreten!

Doch es sind noch einige besondere Umstände anzuführen, die dieser Reise vorangingen. Wir fassen sie kurz zusammen. Seine Mutter war gestorben, sein Bruder erhielt Tegel als Erbgut, ihm fiel das Gut Ringenwalde zu. Er verkaufte dieses Gut, um sich der Erforschung des tropischen Amerikas sorgenlos widmen zu können. Inzwischen hatte er sich in Paris einflußreiche Bekanntschaft und des Botanikers Bonpland Freundschaft, sowie auf einer Reise durch Spanien das Wohlwollen hochgestellter Personen erworben. Bonpland hatte beschlossen, die Reise mitzumachen. Versehen mit Empfehlungsbriefen und wissenschaftlichen Instrumenten,*) begaben sich unsere Reisenden durch Alt-Castilien, Leon und Galicien nach dem Hafen von Corunna. Die Einschiffung verzögerte sich

*) Ein seinem Reisebericht beigegebenes Verzeichniß zählt gegen 40 Instrumente auf, die er mitnahm.

auf einige Tage. Humboldt benutzte die Zeit zu Forschungen und Experimenten im Hafen, indem er die Verhältnisse der Wärmeabnahme des Wassers, von dem Meeresboden aus berechnet, festzustellen suchte, und kam zu dem für die Schifffahrt so hochwichtigen Ergebniß, daß die Nähe einer Sandbank, ehe noch das Senkblei Fühlung gebe, durch das Thermometer zu erkunden sei. Endlich — am 5. Juni 1799 — lichtete das Schiff — die Corvette Pizarro — die Segel, um den Forscher in Gegenden zu führen, die seit so vielen Jahren das Ziel seiner Sehnsucht gewesen waren. Und doch, welch ein wehmüthiges Gefühl beschlich ihn, als die Küsten Europas vor seinen Blicken hinschwanden! „Abends gegen neun Uhr," sagt er, „sahen wir das Licht einer Fischerhütte von Sisarga; dies war der letzte Gegenstand, den uns Europas Küsten darboten. In dem Maße, als wir uns entfernten, war das Licht von den Gestirnen nicht mehr zu unterscheiden, die sich am Horizonte erhoben, und unsere Blicke blieben doch unwillkürlich darauf gerichtet. Derartige Eindrücke verwischen sich nie wieder in dem Gedächtniß derer, die entfernte Schifffahrten in einem Alter unternommen haben, in dem die Bewegungen des Gemüths noch ihre ganze Stärke haben. Wie viele Erinnerungen erweckt in der Einbildungskraft ein leuchtender Punkt, der mitten im Dunkel der Nacht abwechselnd über den bewegten Fluthen erscheint und die Küste des Geburtslandes bezeichnet!"

Die angeführte Stelle ist dem Humboldt'schen Werke

„Reise in die Aequinoctial-Gegenden" entnommen, auf das noch weiterhin des Näheren eingegangen werden soll. Charakteristische Stellen dieses umfangreichen Werkes werden wir theils wörtlich, theils — in Berücksichtigung des besonderen Zweckes dieser Schrift — in verkürzter Gestalt unserer Darstellung einflechten.

Humboldt betrachtete es als ein Glück, in Bonpland einen Reisegefährten gewonnen zu haben, der bei großem Reichthum an naturwissenschaftlichen Kenntnissen sich durch edle Gesinnung ihm immer werthvoller machte. Beiden Naturforschern gab die Meerfahrt fortgesetzt Gelegenheit zu Beobachtungen und Untersuchungen. Am 11. Juni wurden sie durch ein sonderbares Schauspiel in Erstaunen gesetzt. Sie sahen das Meer von einer ungeheuren Menge von Medusen bedeckt. Diese bewegten sich mit einer Geschwindigkeit, die das Vierfache der Meeresströmung war, und es dauerte ihr Zug nahe an drei Viertelstunden. Der beinahe metallische Glanz dieser Thiere, ihre in Violet und Purpur schillernden Farben machten einen angenehmen Contrast mit der azurnen Färbung des Oceans. Zwischen der Insel Madera und der Küste Afrikas erwies sich die Meeresstille als besonders günstig, magnetische Beobachtungen anzustellen. „Wir konnten nicht aufhören," sagt Humboldt, „die Schönheit der Nächte zu bewundern; nichts gleicht der Klarheit und Helle des afrikanischen Himmels. Wir erstaunten über die Menge Sternschnuppen, die jeden Augenblick herunterfielen. Je mehr wir nach

Süden kamen, desto häufiger wurde diese Erscheinung, besonders in der Nähe der canarischen Inseln. Ich glaube auf meinen Reisen beobachtet zu haben, daß diese feurigen Meteore allgemein in einigen Gegenden der Erde häufiger und glänzender sind, als in andern.“ Humboldt sah später Sternschnuppen am häufigsten in der Nähe von Vulkanen, und es gab dieser Umstand ihm Veranlassung, neue Gesichtspunkte über die Natur derselben aufzustellen.

Die Corvette hatte die canarischen Inseln erreicht, und ein Irrthum des Capitains, der einen Basaltfelsen für ein Fort ansah, war die Ursache, daß er an der kleinen Insel La Graciosa vor Anker legte. Offiziere begaben sich auf einem Boot nach der Insel, Humboldt begleitete sie und betrat somit zum ersten Male ein Stück außereuropäischen Erdbodens. Welche Empfindungen dies in ihm hervorrief, sagt er in den Worten: „Nichts kann das Gefühl ausdrücken, welches ein Naturforscher empfindet, wenn er zum ersten Male einen Boden berührt, der nicht europäisch ist. Die Aufmerksamkeit haftet sich auf so viele Gegenstände, daß man Mühe hat, sich von den Eindrücken, die man erhält, Rechenschaft zu geben. Mit jedem Schritt glaubt man ein neues Product zu finden, und in dieser Gemüthsbewegung erkennt man diejenigen oft nicht, welche die gemeinsten in unsern botanischen Gärten und in unsern naturhistorischen Sammlungen sind.“ Die Seefahrer schifften sich bei Sonnenuntergang wieder ein, um ihre Fahrt nach Teneriffa

fortzusetzen. Der Wind war schwach, das Meer ruhig, ein röthlicher Dunst bedeckte den Horizont und schien die Gegenstände zu vergrößern. In dieser Einsamkeit, unter so vielen unbewohnten Inseln, genossen sie lange Zeit den Anblick einer wilden und imponirenden Natur. Die schwarzen Berge von Graciosa stellten senkrechte Mauern von fünf- bis sechshundert Fuß Höhe dar. Ihre auf die Oberfläche des Wassers geworfenen Schatten gaben der Landschaft einen melancholischen Charakter. Aehnlich den Trümmern eines ungeheuren Gebäudes, steigen die Basaltsäulen aus dem Schooße der Fluthen empor. Die ganze Umgebung schien Zerstörung und Unfruchtbarkeit zu verkünden, aber im Hintergrunde dieses Gemäldes boten die Küsten von Lancerote einen lachenden Anblick dar. „In einer engen Schlucht, zwischen zwei von zerstreuten Baumgruppen gekrönten Hügeln zog sich ein kleiner bebauter Erdstrich in die Länge hin; die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten das zum Ernten reife Getreide, und selbst die Wüste belebt sich, wenn man darin die Spuren der arbeitsamen Hand des Menschen entdeckt."

Die Fahrt zwischen Klippen hindurch war gefahrvoll, glücklich erreichten sie jedoch das weinreiche Teneriffa. Das Empfehlungsschreiben des madrider Hofes, das Humboldt vorzuzeigen hatte, bewirkte, daß ihm vom Gouverneur die freundlichste Aufnahme zu Theil ward. In einem Garten sah er den Bananenbaum und andere tropische Gewächse im Freien wachsen, die er in Europa

nur in den berühmtesten Gewächshäusern gefunden hatte. Hier auf Teneriffa war es Humboldt am meisten darum zu thun, den berühmten 11,400 Fuß hohen Berg (Pik) zu besteigen. Vom Meere aus hatte er den unteren und mittleren Theil desselben schon gesehen, der obere Theil war von Wolken umhüllt gewesen. Zunächst begab sich Humboldt in Begleitung seines Gefährten und Freundes Bonpland nach dem 1620 Fuß über dem Meere gelegenen Städtchen Laguna. Auf dem Wege trafen sie weiße Kameele, die zum Tragen von Kaufmannsgütern benutzt wurden. Je höher sie stiegen, desto erquickender wurde die Luft. Die Stadt befindet sich auf einer kleinen Ebene, ist von anmuthigen Gärten umgeben und wird beherrscht von einem Hügel, welcher mit einem Walde von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirschbäumen bekränzt ist. Rings um die Stadt befinden sich Kapellen, beschattet von schönen Bäumen. Eine Eigenthümlichkeit der Stadt besteht darin, daß Häuser und Mauern vielfach mit Farrenkräuten und Moosen überwachsen sind, die ihr Bestehen häufig eintretenden Nebeln verdanken. Von Kundigen ist allen Aerzten Europas gerathen worden, ihre Kranken nach dieser Insel zu schicken. Die Pflanzenwelt entwickelt hier schon einige ihrer schönsten Formen, die der Bananen und Palmen. Der für Schönheit und Natur empfängliche Mensch findet auf dieser herrlichen Insel noch mächtigere Hülfsmittel, als schon das Klima sie ihm bietet, und kein Aufenthalt möchte geeigneter

sein, die Schwermuth zu verscheuchen und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüthe seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa und Madera.

Humboldt bestieg nun mit seinem Reisegefährten den ungeheuren Felsenberg und stellte höchst wichtige Beobachtungen an. Die Untersuchung der Felslagerungen und der den Berg hinaufsteigenden Pflanzenwelt, die Erzeugnisse aller Klimate aufwies, lehrte ihn erkennen, daß die unorganischen Formen der Natur (Mineralien) auf den verschiedensten Punkten der Erde sich ähnlich bleiben, während an den organischen (Pflanzen und Thiere) mehr oder minder große Verschiedenheiten sich bemerkbar machen.

Die Besteigung des ausgebrannten Vulkans bis zum Krater war ein sehr schwieriges und gefahrvolles Unternehmen. „Der Pik," sagt Humboldt, „schwingt sich aus dem Schooß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist, als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, so würde der Pik von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schifffahrer in einem Umfange von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen. Als wir auf den äußersten Rand des Kraters saßen, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern nnd Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannigfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Schicht von

Wolken war an mehreren Stellen durch Luftströme unterbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Oeffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegenden berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt; wir genossen den auffallenden Contrast, den die entblößten Seiten des Piks, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine aller Vegetationen beraubten Ebene mit dem lachenden Anblick bebauter Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt. Unter dem Piton fangen Flechten an die verschlackten und auf der Oberfläche glänzenden Laven zu bedecken; eine Veilchenart erhebt sich auf dem Abhang des Vulkans bis auf 10,440 Fuß Höhe. Büschel von Retama, mit Blumen beladen, zieren die kleinen Thäler, welche die Bergströme gegraben haben; unter der Retama kommt die Region der Farrenkräuter, begrenzt durch die der baumartigen Haiden. Wälder von Lorbeer, von Rhamnus und von Erdbeerbäumen trennen die Haiden von den mit Reben und Fruchtbäumen bepflanzten Abhängen. Ein reicher Teppich von Grün erstreckt sich von der Ebene der Pfriemen und von der Zone der Alpenpflanzen bis zu den Gruppen von Datteln und Musa, deren Fuß der Ocean zu bespühlen scheint."

Die Freunde hatten vermittelst ihrer Instrumente die vielfachsten Untersuchungen angestellt, und die Ergebnisse derselben gewährten eine große Ausbeute. Jetzt setzte die Corvette Pizarro ihre Fahrt nach Centralamerika fort. Humboldt beobachtete die Seewinde, die in dem Maße gleichmäßiger wurden, in dem man der Küste Afrikas nahe kam. In der Nähe des grünen Vorgebirges fand er Seegräser mit Stengel von 800 Fuß Länge. Bald darauf erregten fliegende Fische seine Aufmerksamkeit. Am 1. Juli sahen die Seefahrer einen Mast aus dem Wasser ragen und trafen auf die Trümmer eines Schiffes, das von Seegras umrankt und überzogen war. Wie dieser Anblick sie zur Wehmuth stimmte, erregte bald darauf ein anderer sie zu andachtsvoller Bewunderung. Sie sahen zum ersten Male das Sternbild des südlichen Kreuzes. Humboldt sagt darüber: „Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir jede Nacht die Schönheit des südlichen Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maße, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder unsern Augen entfaltete. Man hat ein wunderbar unbekanntes Gefühl, wenn man bei der Annäherung gegen den Aequator und besonders, wenn man von der einen Hemisphäre in die andere übergeht, allmählig die Sterne niedriger werden und zuletzt verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert einen Reisenden lebhafter an die unermeßliche Entfernung seines Vaterlandes, als der Anblick eines neuen Himmels. Die

Gruppirung der großen Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und Räume, welche durch eine außerordentliche Schwärze ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel eine eigenthümliche Physiognomie. Die niedern Gegenden der Luft waren seit einigen Tagen mit Dämpfen angeschwängert. Wir sahen erst in der Nacht vom 4. bis 5. Juli, im 16. Grade der Breite, das Kreuz des Südens zum ersten Male deutlich; es war stark geneigt und erschien von Zeit zu Zeit zwischen Wolken, deren Mittelpunkt, von dem Wetterleuchten gefurcht, ein silberfarbenes Licht zurückwarf. Wenn es einem Reisenden erlaubt ist, von seinen persönlichen Rührungen zu reden, so setze ich hinzu, daß ich in dieser Nacht einen der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung gehen sah. Wenn man anfängt, den Blick auf geographische Karten zu heften und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Vorliebe für gewisse Länder und Klimate, von welcher man sich in einem höhern Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. In einer Epoche, in der ich den Himmel studirte, nicht um mich der Astronomie zu widmen, sondern um die Sterne kennen zu lernen, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt ist, die eine sitzende Lebensart lieben. Es schien mir schmerzhaft, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern,

konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südens zu denken, und ohne mir die erhabene Stelle des Dante ins Gedächtniß zurückzurufen, welche die berühmtesten seiner Erklärer auf dieses Sternbild bezogen haben:

„Dann rechts dem andern Pole zugekehrt,
Erblickt ich eines Viergestirnes Schimmer,
Deß Anschau'n nur dem ersten Paar gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.
O! du verwais'tes Land, du öder Nord —
Du siehst den Glanz des schönen Lichtes nimmer!"

Die Befriedigung, welche wir bei der Entdeckung dieses Kreuzes des Südens empfanden, wurde lebhaft von denjenigen Personen der Schiffsmannschaft getheilt, welche die Colonien bewohnt hatten. In der Einsamkeit der Meere grüßt man einen Stern als einen lieben Freund, von dem man lange Zeit getrennt war. Bei den Portugiesen und Spaniern scheinen noch besondere Gründe dieses Interesse zu vermehren; ein religiöses Gefühl macht ihnen ein Sternbild lieb, dessen Formen ihnen das Zeichen des Glaubens ins Gedächtniß ruft, welches von ihren Voreltern in den Wüsten der neuen Welt aufgepflanzt wurde."

Ein böses Fieber brach auf dem Schiffe aus, ein braver Jüngling, ein Asturier, der in die Ferne gezogen war, um das Glück seiner Mutter, einer Wittwe, zu begründen, erlag der Krankheit. Zur Abendzeit befand sich

Humboldt auf dem Verdeck, das Meer, sanft bewegt, glänzte von einem schwachen phosphorischen Scheine, tiefe Stille herrschte, nur bisweilen vernahm man das monotone Geschrei einiger großen Seevögel. Da ward langsam die Todtenglocke gezogen, alle Glieder der Schiffsmannschaft sanken auf ihre Kniee und hielten ein kurzes Gebet. Als am nächsten Morgen die Wellen von den ersten Strahlen der Sonne erhellt wurden, ward der Todte in das Meer gesenkt. Der Weihestrahl des Himmels — so hatte es der Schiffspriester gewünscht — sollte ihn noch einmal berühren.

Die Krankheit auf dem Schiffe war Ursache, daß eine Zahl von Passagieren, deren Reiseziel, wie das Humboldt's, ebenfalls Cuba und Mexico gewesen war, den Capitain baten, sie in dem an der nördlichen Küste von Venezuela gelegenen Hafenort Cumana ans Land zu setzen. Dies bestimmte die beiden Naturforscher ebenfalls, in Cumana ans Land zu steigen. Sie änderten ihren Reiseplan dahin, daß sie zunächst die Küsten von Venezuela und Paria besuchen und später nach Cuba und Neu-Spanien gehen wollten. Die Krankheit auf dem Schiffe sollte, wie wir sehen werden, der Anstoß zu großen Entdeckungen werden. Die Meerfahrt von Corunna bis Cumana hatte sieben Wochen weniger einen Tag gewährt.

Cumana und Caracas.

Die fieberkranken Passagiere, die ans Land gebracht worden waren, fanden bei den Bewohnern von Cumana die theilnahmsvollste Pflege. Humboldt und Bonpland, von dem Gouverneur freundlich aufgenommen, nahmen alsbald die Stadt in nähern Augenschein. Dieselbe trug noch die Spuren eines 18 Monate früher stattgehabten Erdbebens an sich. Die Festung hatte eine undurchdringliche Schutzmauer von Cactus, in den Gräben wurden Crocodile unterhalten. „In einem Klima," sagt Humboldt, „wo die Natur so mächtig und thätig ist, beruft der Mensch die fleischfressenden Reptilien und die mit furchtbaren Stacheln bewaffneten Gewächse zu seiner Hülfe." Es geschah, daß die Reisenden auf ihren Wanderungen tief in Cactushecken eindrangen. Einige Male wurden sie von der Nacht überrascht, der in diesen Gegenden fast gar keine Dämmerung vorhergeht. Sie waren dann in Gefahr, den Ausgang nicht wieder zu finden, oder auch in der Nacht von Klapperschlangen und anderen giftigen Schlangen angefallen zu werden, die in den Cactusgebüschen ihre Eier zu legen pflegen.

Am 9. August machten sie eine Ausflucht nach der Halbinsel Araya. Sie gingen durch einen Wald von Fackeldisteln und trafen eine von einer indianischen Familie bewohnten Hütte, in der sie übernachteten. Ein

zweiter Ausflug führte sie nach den Missionen der Chaymas-Indianer. Jeder Schritt auf dem betretenen Boden erregte das Staunen der Freunde. „Wenn ein Reisender," sagt Humboldt, „der kürzlich Europa verlassen hat, zum ersten Male die Wälder des südlichen Amerikas betritt, so zeigt sich ihm die Natur in einer überraschenden Gestaltung. Seine Umgebungen sind nur wenig geeignet, ihn an die durch berühmte Schriftsteller von den Gestaden des Missisippi, von Florida und andern gemäßigten Gegenden der neuen Welt entworfenen Schilderungen zu erinnern. Er fühlt es bei jedem Schritte, daß er sich nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkte des heißen Erdstrichs befindet, nicht auf einem der Antillen-Eilande, sondern auf einem ausgedehnten Festlande, wo Alles riesenhaft erscheint, die Berge, die Flüsse und der Pflanzenwuchs. Wenn er für landschaftliche Schönheiten empfänglich ist, so hat er Mühe, die sich ihm aufdrängenden Gefühle zu verdeutlichen. Er weiß nicht, was ihn mehr anzieht und seine Verwunderung am meisten rege macht, ob die stille Ruhe der Einsamkeit, oder die Schönheit der einzelnen von einander abstechenden Formen, oder jene Kraft und Frische des vegetabilischen Lebens, wodurch sich das Klima der Tropenländer auszeichnet. Man möchte sagen, der mit Pflanzen überladene Boden liefert nicht Raum genug für ihre Entwicklung. Ueberall sind die Baumstämme von einem dichten grünen Teppich umhüllt; wer mit Sorgfalt die Orchispflanzen, die Piper und

Pothos, welche ein einziger Heuschreckenbaum oder ein amerikanischer Feigenbaum nährt, verpflanzen wollte, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Durch diese seltsamen Gruppirungen erweitern die Wälder, wie die Flanken der Berge und Felsen das Gebiet der organischen Natur. Die nämlichen Lianen, die auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Wipfel der Bäume und dehnen ihre Ranken bei hundert Fuß hoch von einem zum andern hinüber." Blumenüberdeckte Laubgewölbe dieser Art durchschreitend, sah Humboldt an einem baumartigen Farrenkraut zum ersten Male jene künstlich geflochtenen Vogelnester, welche die Gestalt kleiner länglichen Flaschen haben. Ein dem Drosselgeschlecht angehörender Singvogel baut sie. Sein Geschrei ist durchdringend. Mischt sich das Geschrei dieser kunstgeübten Nesterbauer mit dem der Papageyen, die zahlreich wie jene hier vorhanden sind, so entsteht bisweilen ein Gelärm, von dem das Brausen der sich von Fels zu Fels herabstürzenden Waldbäche übertönt wird. Er fand 8—10 Fuß hohe, mit prächtigen Blüthen bedeckte Wasserpflanzen, die man in ihren Gruppirungen in Europa für Gebüsche halten würde. Der Weg war eine Strecke hin von einer Art Bambusrohr eingefaßt, Jagua genannt, das gegen 40 Fuß Höhe hat. Nichts gleiche, sagt er, der Schönheit dieser baumhohen Grasart. „Die Gestalt und Anordnung der Blätter ertheilt ihr eine Schlankheit und Leichtigkeit, die von ihrem hohen Wuchse angenehm absticht. Der glatte und glän-

zende Stamm neigt sich meist über Bäche hin und wird vom leichten Winde bewegt.“ Die Freunde kehrten bei einem Missionar ein, der zu dem Orden der aragonischen Kapuziner gehörte. Er hielt die Unternehmungen der Naturforscher für gefährlich, mindestens für sehr überflüssig, der Anblick der vielen Instrumente und getrockenen Pflanzen, die seine Gäste mit sich führten, entlockte ihm ein Lächeln, und er gestand im Laufe des Gesprächs, daß von allen Lebensgenüssen (sogar den Schlaf nicht ausgenommen) keiner dem Vergnügen, gutes Kuhfleisch zu essen, gleichkomme. Dieser Mann, sagt Humboldt, sei ihm ein schlagendes Beispiel dafür gewesen, daß der Mangel an Geistesbeschäftigung die Sinnlichkeit entwickle.

Humboldt und Bonpland besuchten noch mehrere Missionen und kamen endlich nach dem Kloster Caripe, dem Hauptstationsort der Chaymas-Mission. Auf dem Wege dahin hatten sie Berge bestiegen, Höhlen durchsucht und die vielfachsten Beobachtungen angestellt. Das Kloster Caripe hat eine höchst malerische Lage. Es ist an eine mächtige, von Pflanzenwuchs überdeckte Felswand, aus der Wasserquellen hervordringen, angebaut. Der Pflanzenwuchs am Fuße des Felsens vollendet den Zauber des Bildes. Aber dieser Zauber schien für die Klosterbrüder nicht vorhanden zu sein. Drei Stunden vom Kloster befindet sich die große Höhle der Guacharos. Sie wird von Tausenden von Nachtvögeln bewohnt, und es entspringt aus ihr ein Fluß — Grund genug für die

Eingebornen, sie mit allerhand abergläubischen Vorstellungen in Verbindung zu setzen. Die umwohnenden Indianer halten sie für den Wohnsitz der Geister ihrer Voreltern. Nach den Schilderungen der Mönche hatte Humboldt Außerordentliches erwartet, doch wurden seine Erwartungen noch übertroffen. Das Gewölbe der Höhle, deren Eingang sich durch einen majestätischen Pflanzenwuchs auszeichnet, ist 80 Fuß breit und 72 Fuß hoch, die Tropfsteingebilde gewähren nach Gestaltung und Glanz einen wunderbaren Anblick, der Fels über der Höhle trägt Bäume von gigantischem Wuchs und blühende Rankengewächse aller Art. Der hohe Eingang läßt Licht genug hinein fallen, um die ganze Umgebung bis über 400 Schritt in die Tiefe hinein sehen zu können. Erst in dieser Tiefe wurden Fackeln angezündet. Schon beim Eintritte hatte Humboldt das widrige Geschrei der den Hintergrund der Höhle in außerordentlich großer Zahl bewohnenden Nachtvögel, Guacharos genannt, vernommen; als die Fackeln angezündet worden waren, wurde das Geschrei fast sinnbetäubend.

Zurückgekehrt nach dem Hafenort Cumana, wären die beiden Naturforscher beinahe einem Mordversuche erlegen. Bonpland erhielt von einem Zambo — einem Mischling von Indianer und Neger — einen Schlag auf den Kopf, der ihn betäubte. Das in demselben Augenblick erfolgende Erscheinen Anderer bestimmte den Zambo, die Flucht zu ergreifen. In Cumana war Humboldt Zeuge eines

Erdbebens, jener Naturerscheinung, deren Ursache zu ergründen seit langer Zeit sein eifriges Bestreben gewesen war. Ueber den Eindruck, den er empfing, schreibt er: „Von Kindheit an haben wir die Vorstellung, daß das Wasser ein bewegliches Element, die Erde aber eine unbewegliche träge Masse sei. Diese Vorstellung ist, so zu sagen, das Product alltäglicher Erfahrungen, sie schließt sich allen unsern sinnlichen Begriffen an. Die Erscheinung eines Erdstoßes, eine Erschütterung der Erde, von der wir glaubten, daß sie auf ihren alten Fundamenten fest ruhe, zerstört in einem Augenblick die lange dauernde Täuschung." Ueber den Eintritt des Erdbebens berichtet er: „Am 4. November gegen zwei Uhr Nachmittags, verhüllten dichte, ungewöhnlich schwarze Wolken die Gebirge. Nach und nach dehnten sie sich bis zum Scheitelpunkte aus. Gegen vier Uhr ließ sich der Donner zuerst über uns hören, aber noch in großer Höhe, ohne Rollen, mit dumpfem, oft unterbrochenem Geräusch. Im Augenblicke der stärksten Entladung geschahen zwei Erdstöße, die in 15 Secunden Zwischenraum auf einander folgten. Das Volk auf den Straßen erhob lautes Geschrei. Bonpland, der sich über einen Tisch bückte, um Pflanzen zu untersuchen, fiel beinahe um. Ich fühlte den Stoß sehr heftig, obgleich ich in einer Hängematte lag." Und was that nun Humboldt? Der Wissenschaft mit priesterlicher Innigkeit ergeben, erfüllte nicht Zagen wegen irgend welcher persönlichen Gefahr seine Seele, sondern allein und

ungetheilt Forschungseifer. Mit erhabener Ruhe stellte er seine Beobachtungen an und verzeichnete die Vorgänge: „Ich prüfte sogleich die atmosphärische Electricität mittelst des Voltaischen Electrometers. Seine Kügelchen traten um 4 Linien auseinander; die positive Electricität ging öfters in die negative über. Der Himmel blieb bedeckt, und nach dem Windstoß war eine völlige Windstille eingetreten. Der Sonnenuntergang gewährte ein außerordentlich prachtvolles Schauspiel. Der dichte Wolkenschleier zerriß nahe am Horizont gleichsam in Stücke: die Sonne erschien auf 12° Höhe auf einem Grund von indigoblauer Farbe. Ihre Scheibe war außerordentlich erweitert und entstellt, und ihre Ränder waren wellenförmig ausgeschnitten. Die Wolken schienen vergoldet, und Bündel auseinanderfahrender Lichtstrahlen, welche die schönsten Farben der Iris zurückwarfen, dehnten sich bis in die Mitte des Himmels aus."

Humboldt beabsichtigte nun nach Caracas zu gehen, um von da aus die weiten Ebenen und Steppen des Orinocogebiets zu durchreisen. Alle Vorstellungen, die ihm von Kundigen über die Gefahren und Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens gemacht wurden, schreckten ihn nicht zurück. Am 21. November langte er in Caracas an.

Caracas war damals eine Stadt von über 30,000 Einwohner. Dieselbe wurde (dies sei hier eingefügt) etwas über 12 Jahre später — im Jahre 1812 — von

einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht, das gegen 12,000 Menschen unter den Trümmern der Häuser begrub. In der Umgegend der Stadt, in der sich Humboldt und sein Freund auf einige Monate niederließen, stellten sie viele sich reich lohnende Wanderungen an. Am 22. Januar des folgenden Jahres (1800) machten sie sich in Begleitung von 16 anderen Personen an die Besteigung des Silla-Gebirges, auf dessen Höhe noch Niemand gelangt war. Einige Neger, die zugleich als Führer dienten, hatten die Instrumente zu tragen. Früh fünf Uhr war der Aufbruch geschehen, um sieben Uhr erreichte die Gesellschaft das Vorgebirge der Silla. Der Morgen war schön und kühl, die Aussicht herrlich, man hörte Wasserfälle rauschen, die sich unter indianischen Feigenbäumen verbargen. Der Weg ward steiler, Dunststreifen, die aus den Wäldern aufstiegen, kündigten einen Nebel an. Bald kräuselten sich die Dünste als Wolkenlocken um die beiden Häupter der Silla. Die Begleiter begannen bedenklich darein zu schauen und äußerten leise ihre Absicht, umzukehren. Unter ihnen befand sich ein junger Capuzinermönch, der in prahlerischer Weise seine Vorbereitungen zum Aufsteigen getroffen, jetzt aber schon den Muth verloren hatte. Trotz des Spottes der Neger bog er seitwärts, um von einer nahen Pflanzung aus sicher und gemüthlich durch ein Fernrohr den Aufsteigenden nachzuschauen. Bis zu einer Höhe von 6000 Fuß zogen sich die Savannen oder Viehweiden empor. Außer dem Gras

bemerkte Humboldt hier Brombeergesträuch und zwei Arten kleiner lilienartigen Gewächse. Vergebens schauete er nach einer Rose umher. Der Weg ward steiler, schlüpfriger, daher und auch des zunehmenden Nebels wegen das Aufklimmen beschwerlicher; oft mußten die Hände mit zu Hülfe genommen werden. Auf einer Stelle fand Humboldt eine Schicht Porcellanerde. In einer Höhe von sechstehalbtausend Fuß sahen sie in einer Schlucht ein kleines Palmenwäldchen, in dessen Schatten eine Unzahl verschiedenartiger Pflanzen üppig wuchsen, vorherrschend ein 10—15 Fuß hohes Doldengewächs, das die Eingebornen Inciensо (Weihrauch) nennen. Der Himmel ward dunkler, das Thermometer sank unter 11° hinab. Es folgte wieder eine Savanne. Nachdem der Weg über dieselbe zurückgelegt worden war, galt es über einen Theil der westlichen Kuppel zu klimmen. Niedres Bananengehölz stand hier so dicht, daß ein Weg mit Beilen und Messern gemacht werden mußte. Bisweilen war der östliche Pik durch eine Wolkenöffnung sichtbar, plötzlich aber sah man sich in einem dichten Nebel eingehüllt. Da nun Gefahr vorhanden war, an den Rand der ungeheuren Felsmauer zu gerathen, die fast senkrecht 6000 Fuß ins Meer hinabgeht, mußte auf einige Zeit Halt gemacht werden. Die Führer weigerten sich, weiter zu steigen. Nun erhob sich ein starker Ostwind, in weniger als zwei Minuten waren Nebel und Wolken verscheucht, und die Gesellschaft sah — es war erst Nachmittag zwei Uhr — die beiden Bergspitzen

in vollem Sonnenschein vor sich liegen. Als Ziel des Weges war die östliche höchste Spitze ersehen. Um auf dieselbe zu gelangen, mußte man sich dem oben bezeichneten steilen Abhange sehr nähern. Endlich war der 8100 Fuß hohe Gipfel erreicht, der eine Aussicht in einem Umkreise von 30 Meilen bot.

Wir übergehen die Schwierigkeiten des Hinabsteigens, das, weil die Gesellschaft von der Nacht überfallen wurde, beschwerlicher und gefährlicher noch war, als das Hinaufsteigen. Die Freunde hatten, um sicherer zu gehen, ihre Stiefel ausziehen müssen. Mit blutenden Füßen kamen sie endlich, nachdem sie funfzehn Stunden lang auf den Beinen gewesen waren, im Thalgrunde an.

Bis Angostura.

Nunmehr schickte sich Humboldt an, die weiten Ebenen des Orinocogebietes zu durchwandern, ohne sich, wie bemerkt, durch die abrathenden Stimmen beunruhigen zu lassen. Er wählte den Weg dahin, der ihm für seine naturwissenschaftlichen Zwecke die reichste Ausbeute verhieß. Bei Mariara fanden die beiden Naturforscher den hohen Baum Valador. Die zahlreichen Exemplare dieses Baumes, die jetzt in den europäischen Treibhäusern zu finden sind, stammen sämmtlich von den Samenkörnern des Baumes,

den Humboldt und Bonpland bei Mariara fanden. Die Tageshitze war so groß, daß die Naturforscher ihre Reise nur zur Nachtzeit fortsetzen konnten. Bei der Pflanzung Barbula fanden sie einen andern, bisher in Europa unbekannten Baum, den die Eingebornen Kuhbaum nannten. Sie hatten von dem Baume sagen hören, er enthalte eine Milch, die getrunken würde; es war ihnen dies jedoch unglaublich erschienen. Der Augenschein belehrte sie nun, daß jenes Gerücht begründet sei. Ueber den Baum sagt Humboldt: „Wenn in den Stamm des Kuhbaumes Einschnitte gemacht werden, so fließt eine klebrige, ziemlich dicke und einen sehr angenehmen balsamischen Geruch ausdünstende Milch in Menge hervor. Man reichte uns diese Milch in Früchten von Kürbisflaschen. Wir haben davon ansehnliche Portionen getrunken, sowohl Abends vor dem Schlafengehen, als früh Morgens, ohne irgend eine schädliche Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sich etwas unangenehm. Der Neger und die freien Arbeiter trinken dieselbe, indem sie Mais- oder Maniocbrot hineintauchen. Ich gestehe, daß unter der großen Zahl merkwürdiger Erscheinungen, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind, nur wenige einen so lebhaften Eindruck auf mich machten, wie der Anblick des Kuhbaumes. Alles, was auf Milch Bezug hat, Alles, was die Cerealien angeht, regt eine Theilnahme in uns auf, die nicht einzig nur auf dem Werth der Kenntniß natürlicher Dinge beruht,

sondern sich einer andern Reihe von Vorstellungen und Gefühlen anschließt. Wir mögen uns nicht leicht denken, wie das Menschengeschlecht ohne mehlige Substanzen, ohne den Nahrungssaft bestehen könnte, den die Mutterbrust enthält, und welcher der lange dauernden Schwäche des Kindes angepaßt ist. Der Stärkemehlstoff der Cerealien, ein Gegenstand religiöser Verehrung bei sehr vielen alten und neueren Völkern, ist in den Pflanzensamen verbreitet und wird nicht minder in Wurzeln angetroffen; die zur Speise dienende Milch zeigt sich uns ausschließlich als ein Erzeugniß thierischer Bildung. So sind die Eindrücke beschaffen, welche wir von frühester Jugend an empfangen haben, und dies ist auch die Quelle des Erstaunens, das uns der Anblick des so eben beschriebenen Baumes erregte. Es sind hier keine prachtvollen Schatten der Wälder, kein majestätischer Lauf der Ströme und keine in ewige Winter gehüllten Berge, die uns mächtig ergreifen. Einige Tropfen eines Pflanzensaftes erinnern uns an die Allmacht und Fruchtbarkeit der Natur. Am dürren Abhang eines Felsens wächst ein Baum, dessen Blüthen dürr und zäh sind. Seine dicken holzigen Wurzeln haben Mühe in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befruchtet kein erquickender Regen sein Laub. Die Aeste scheinen abgestorben und vertrocknet; bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde und nährende Milch. Bei Sonnenaufgang ist diese vegetabilische Quelle am reichsten. Es kommen dann von allen Seiten her

Neger und Eingeborne, mit großen Näpfen versehen, um die Milch zu sammeln, welche gelb wird und sich auf der Oberfläche verdichtet. Die Einen leeren ihre Näpfe unter dem Baume selbst aus, Andere bringen das Gesammelte ihren Kindern. Man glaubt den Haushalt eines Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerde vertheilt. Dies sind die Eindrücke, welche der erste Anblick des Kuhbaumes im Geiste des Reisenden zurückläßt."

Humboldt's Absicht war es, die Verbindung des Orinoco mit dem Rio Negro und dem Amazonenstrome zu erforschen. Seine Wanderung führte ihn durch Steppen von ungeheurem Umfange. In ihrer Einförmigkeit gewährten diese Steppen einen traurigen, ja finstern Anblick. So weit das Auge blickte, war kein Baum zu sehen, kein Schatten einer Wolke zog über die ebene Fläche. Er kam durch Viehweiden mit riesenhaften Gräsern, die, Dickichte bildend, dem Jaguar häufig zum Aufenthaltsorte dienen. Heerden von Pferden und Hornvieh belebten die Weiden. In der Stadt Calobozo empfing er genaue Mittheilungen über die Zucht und Ausfuhr jener Thiere. Das Vieh auf den der Stadt zunächst gelegenen Weiden wurde allein auf 98,000 Stück geschätzt.

Humboldt vernahm, daß in Gewässern in nahen wüsten Gegenden der Stadt electrische Fische, Gymnoten, zu finden seien. Sie wurden für ihn ein neuer Gegenstand der Nachforschung. Indianer führten ihn nach einem schlammigen, von üppigen Gewächsen umgebenen Teich.

Nun holten die Indianer eine Menge wilder Pferde und Maulthiere herbei, banden sie zusammen und trieben sie in den Teich. „Der durch das Stampfen der Pferde verursachte Lärm treibt die Fische aus dem Schlamm hervor und reizt sie zum Gefecht an. Diese großen, wie Wasserschlangen aussehenden, grün und gelben Aale schwimmen auf der Oberfläche des Wassers und drängen sich unter den Bauch der Pferde und Maulthiere. Ein Kampf zwischen Thieren so ganz verschiedener Bildung gewährt ein höchst malerisches Schauspiel. Die Indianer mit Harpunen und langen und dünnen Bambusstäben versehen, umzingeln den Sumpf; einige von ihnen steigen auf Bäume, deren Aeste sich wagerecht über die Wasserfläche ausdehnen. Durch ihr wildes Geschrei und mittelst ihrer langen Rohre hindern sie die Pferde, sich aus dem Wasser an's Ufer zu retten. Die Zitteraale, vom Lärm betäubt, vertheidigen sich durch wiederholte Entladungen ihrer electrischen Batterien. Eine geraume Weile scheint es, als ob sie den Sieg davon tragen sollten. Viele Pferde erliegen unter der Stärke der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten her an den empfindlichsten Lebensorganen erleiden; durch die Stärke und Menge der Schläge betäubt, verschwinden sie unter dem Wasser. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, mit wilder Angst im funkelnden Auge stehen andere wieder auf und suchen dem tobenden Ungewitter zu entfliehen. Aber die Indianer treiben sie ins Wasser zurück: nur einzelne ver-

mögen der wachsamen Aufsicht der Fischer zu entgehen; diese retten sich an's Ufer, straucheln mit jedem Schritt und dehnen sich, matt und erschöpft, auf dem Sand aus. Wir zweifelten kaum mehr, es werde der Fischfang sich mit dem aufeinander folgenden Tod aller dafür gebrauchten Thiere endigen: aber nach und nach läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach; die ermüdeten Zitteraale zerstreuen sich. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um wieder zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Die Gymnoten näherten sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch kleine an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen wurden. In wenigen Minuten besaßen wir fünf Zitteraale, die meist nur leicht verwundet waren." Nun folgten die genauesten Untersuchungen über den Bau dieser wunderbaren Thiere. Die wissenschaftliche Abhandlung darüber, wie viele Abhandlungen der verschiedensten Art, die in dem großen Reisewerk von Humboldt und ebenso auch in den Bearbeitungen von H. Kletke und J. Löwenberg enthalten sind, müssen wir hier übergehen. Humboldt hält es für sehr gewagt, sich der ersten Erschütterung eines großen und stark gereizten Zitteraals auszusetzen. Er erzählt, daß, als er einst unvorsichtiger Weise seine beiden Füße über einen Gymnoten legte, er eine Erschütterung empfing, wie sie von gleicher Stärke eine große Leydner-Flasche nicht hervorzubringen vermöge. Er fühlte den ganzen Tag über in den Gelenken den empfindlichsten Schmerz.

Am 27. März 1800 traf er mit seiner Begleitung in San Fernando de Apure ein, dem Hauptorte der Kapuziner-Missionen in der Provinz Varinas. Damit, sagt er, habe er das Ziel seiner Reise auf dem flachen Lande erreicht gehabt, um nun eine Zeit von drei Monaten auf Strömen zuzubringen. Der Schwager des Gouverneurs, Don Nicolas Sotto, bot sich ihm zur Begleitung an. Sie schifften sich auf dem Apure ein, der in den Orinoco fließt, fuhren auf ihm bis zur Stelle hinauf, in der er den Rio Negro aufnimmt, und lenkten nun in diesen Fluß ein. Die Beschwerden und Gefahren der Schiffenden waren eben so groß als das Erstaunen über den Anblick der schönen und wilden Natur, von der sie sich umgeben sahen. „Die Nacht," erzählt Humboldt, „war still und heiter bei schönem Mondschein. Die Crocodile lagen am Ufer hingestreckt. Sie hatten sich also gelagert, daß sie ins Feuer schauen konnten. Wir haben zu bemerken geglaubt, daß sein Glanz dieselben eben so mächtig anzieht, wie die Fische, die Krebse und andere Bewohner des Wassers. Die Indianer zeigten uns im Sand die Tritte von drei Tigern, unter denen zwei noch ganz junge. Weil nirgends ein Baum zu finden war, stießen wir unsere Ruder in die Erde, um die Hängematten daran zu befestigen. Alles blieb ruhig bis um elf Uhr Nachts; alsdann aber erhob sich aus dem nahen Wald ein so furchtbarer Lärm, daß es beinahe unmöglich ward, ein Auge zu schließen. Von der Menge wilder Thierstimmen,

welche gleichzeitig ertönten, vermochten unsere Indianer nur diejenigen zu unterscheiden, die sich auch vereinzelt hören ließen. Es waren die leisen Flötentöne der Sapaju's, die Seufzer der Alouaten, das Geschrei des Tigers, des Couguars oder des amerikanischen Löwen ohne Mähne, des Bisamschweins, des Faulthiers, des Hocco, des Parraqua und einiger anderer Vögel aus dem Hühnergeschlecht. Wenn die Jaguars dem Saum des Waldes nahe kamen, fing unser Hund, der zuvor beständig gebellt hatte, zu heulen und sich unter die Hängematte zu verkriechen an. Zuweilen, nach langer Stille ertönte das Brüllen des Tigers von den Bäumen herab, und alsdann folgte ihm das schneidend anhaltende Pfeifen der Affen, welche der sie bedrohenden Gefahr zu entfliehen schienen. Ich stelle diese Nachtscenen in ihren einzelnen Zügen dar, weil sie im Anfange der Wasserfahrt auf dem Apure uns noch neu waren. Wir gewöhnten uns daran, nachdem sie ganze Monate sich wiederholt hatten, überall wo die Waldung dem Strombette genähert ist."

Verwegenheit und Ungeschick des Steuermanns brachte eines Tages die Gesellschaft in große Gefahr. Jener wagte bei starkem Winde eine zu jähe Schwenkung des Schiffes. Dadurch gerieth das Schiff in Gefahr, unterzusinken. Eine Seite desselben stand unter Wasser, und dieses drang mit solcher Gewalt ein, daß es den Schiffenden im Nu bis über die Kniee ging. Humboldt war gerade im Hintertheil des Schiffes mit Schreiben beschäftigt. Das niedrige Tischchen,

das ihm dazu diente, ward vom Wasser überspühlt. Er suchte sein Tagebuch zu retten, sah aber zugleich, daß seine Bücher und getrockneten Pflanzen im Wasser schwammen. Durch das Geschrei der Indianer und den Wasserguß, den er über sich bekam, wurde Bonpland, der in der Mitte des Schiffes lag, aus seinem Schlaf geweckt. Mit aller Seelenruhe beurtheilte er die Lage und sagte, da ein Crocodil nicht in der Nähe sei, so könnten sie sich schlimmsten Falls durch Schwimmen retten. Die eingesunkene Seite des Schiffes hatte sich indeß, da der Wind in den Segeln riß, mehrmals noch etwas gehoben; plötzlich hob sie sich ganz aus dem Wasser empor, und die Schiffenden thaten nun das Erforderliche, das Fahrzeug flott zu erhalten, das Wasser hinauszuschöpfen und das Segelwerk in Ordnung zu bringen. In einer halben Stunde ging die Fahrt in gewohnter Weise weiter. Humboldt hatte ein einziges Buch eingebüßt.

Als sie in Pararuma angekommen waren, erklärte der Steuermann, umkehren zu wollen, da er mit der Fahrt durch die kleinen Cascaden des Orinoco, der schon hier vier Seemeilen breit war, nicht vertraut sei. Die Reisenden liehen sich von einem Missionar, dem Pater Bernardo Zea, ein Fahrzeug, eine sogenannte Piroge, und der Pater erklärte sich sogar bereit, sie bis zur Grenze Brasiliens zu begleiten. Da auf dieser Piroge Humboldt und Bonpland eine höchst gefahrvolle, Wochen lang währende Reise ausführten, möchte eine Schilderung derselben

den Lesern willkommen sein. „Die Piroge,“ erzählt Humboldt, „war, wie alle indianischen Kähne, ein auf dem doppelten Wege der Axt und des Feuers ausgehöhlter Baumstamm. Seine Länge betrug 40, seine Breite nur 3 Fuß. Drei Personen hätten darin nicht neben einander sitzen können. Diese Pirogen erheischen eine so gleichmäßige Ladung, daß, wenn man nur einen Augenblick aufstehen will, die Ruderer erinnert werden müssen, auf die andere Seite zu drücken. Ohne diese Vorsicht würde das Wasser unfehlbar über den eingesenkten Rand eintreten. Um Breite zu gewinnen, war auf dem Hintertheil der Piroge von Baumästen eine Art Laube für vier Personen errichtet, die zu beiden Seiten über die Ränder des Fahrzeuges hinausragte. Die Laube war aber, um dem Winde nicht zu vielen Anhalt zu geben, so niedrig, daß man entweder ausgestreckt liegen, (wobei aber noch die Beine weit aus dem Dache hervorreichten, und die Baumäste, worauf man lag, schmerzhaft drückten) oder gebückt sitzen mußte. Auf dem Vordertheile saßen die nackten Indianer paarweise und ruderten im Tact sehr harmonisch, indem sie traurige und eintönige Gesänge ertönen ließen. Die wandernde Menagerie der Affen und Vögel war theils auf dem Vordertheile, theils auf dem Hintertheile der Piroge und bildeten in jedem Nachtlager mit den Instrumenten den Mittelpunkt, ringsum kamen die Hängematten und auswendig die Feuer, welche die Jaguars verscheuchen sollten. In einer so engen Piroge

konnten die Instrumente nur auf der Lagerstätte der Reisenden einen Platz finden. Um etwas aus dem Felleisen zu holen, oder um ein Instrument zu gebrauchen, mußte man landen und auspacken. Zu diesen Unbequemlichkeiten kam noch die Plage der Mosquitos und der Hitze. Wenn der Eine zum Schutz gegen die Insecten ein Tuch über sich deckte, verlangte der Andere, man solle sie durch Rauch vertreiben, und doch waren wegen der starken Hitze beide Hülfsmittel gleich unthunlich. Nur durch natürliche Munterkeit, wechselseitiges Wohlwollen und mit einem lebhaften Gefühl für die Pracht der Natur vermag der Reisende solche Beschwerden leichter zu erdulden."

Bei der Fahrt stromaufwärts kam Humboldt an den Mündungen mehrerer sich in den Orinoco ergießenden Flüsse vorüber, deren einer, der größere Meta, an Größe der Donau gleich kommt. Humboldt gelangte — wir übergehen Tage und Wochen der Fahrt — zur Landenge zwischen dem Orinoco- und Amazonenstrom. Es war ihm gelungen, den Lauf jenes Armes des Orinocostromes, welcher sich in den Rio Negro ergießt, astronomisch zu bestimmen. Bisher war das Vorhandensein desselben bald behauptet, bald bestritten worden. Er befand sich in einer dem Aequator nahe gelegenen Landschaft, von der er folgendes characteristische Gemälde entwirft: „Die Erde ist mit Gewächsen überladen, deren freier Entwickelung kein Hinderniß entgegensteht. Eine unermeßliche Lage

Dammerde bezeugt die ununterbrochene Wirksamkeit organischer Kräfte; die Crocodile und die Boasschlangen sind die Beherrscher der Ströme, der Jaguar, das Pekari, Tapire und Affen durchziehen ohne Furcht und Gefahr die Wälder, in denen sie, wie auf einem alterthümlichen Erbgute, angesiedelt sind. Dieser Anblick einer lebhaften Natur, worin der Mensch Nichts ist, hat etwas Befremdendes und Trauriges in sich. Auf dem Ocean selbst und in den Sandwüsten Afrikas mag man sich nur mit Mühe daran gewöhnen, obgleich dort, wo Nichts vorhanden ist, das an unsere Felder, Waldungen und Flüsse erinnert, die weite Einöde, welche man durchwandert, viel weniger auffallend erscheint. Aber hier, in einem fruchtbaren, mit unvergänglichem Grün geschmückten Lande sucht man vergeblich Spuren menschlicher Wirksamkeit, man glaubt sich in eine völlig verschiedene Welt versetzt. Und diese Eindrücke sind um so stärker, je länger sie dauern."

Auf dem Flusse Cassiquiare wurden die Qualen, welche die Reisenden durch die Mosquitos auszustehen hatten, fast unerträglich. Sehr vereinzelt fanden sie ärmliche christliche Ansiedelungen. Von den hier wohnenden Indianern wurden die Ameisen als Leckerbissen verzehrt. Auch herrschte hier vielfach die grauenhafte Sitte, Menschenfleisch zu essen. Kurze Zeit vorher hatte ein hier wohnender Alkalde eine seiner Frauen gemästet und sie dann geschlachtet und aufgegessen. Bäume und Schlinggewächse

am Ufer bildeten lebendige Mauern; mit Beilen mußte ein Plätzchen erobert werden, wenn man das Ufer betreten wollte. Dabei war das Holz so saftreich, daß es den Reisenden zum öftern trotz aller Mühe nicht gelang, ein Feuer anzuzünden. Auf dem Cassiquiare hatten die Reisenden überhaupt die meisten Mühseligkeiten zu erdulden. Endlich, am 21. Mai 1800, erfüllte sich Humboldt's sehnlicher Wunsch, die Gabeltheilung des Orinoco zu sehen. Wo der Strom in zwei Armen auseinander geht, erheben sich Granitfelsen bis zu einer Höhe von 7800 Fuß. In der Nähe — in der Mission Esmeraldo — lernte er das tödtliche Gift Curara kennen. Tödtlich ist's, sobald es mit dem Blute in Verbindung kommt, eingenommen wirkt es bei gewissen Krankheiten als Heilmittel. Bonpland tauchte die Spitzen einiger Pfeile in das Gift, in der Absicht, die Pfeile gelegentlich auf Thiere abzuschießen. In Humboldt's Gegenwart kam ein Indianer dem Gifte mit seinem verwundeten Finger nahe. Der Indianer stürzte wie todt nieder, wurde aber durch augenblicklich erfolgende Einreibung mit salzsaurem Soda gerettet.

Nachdem Humboldt die Verbindung des Orinoco mit dem Amazonenstrom erkundet hatte, verließ er eine Gegend, die der gebildeten Welt bis dahin als ein Land der Märchen gegolten hatte. Den Orinoco stromabwärts fahrend, zeigten sich ihm vielfach auf hohen Uferfelsen eingegrabene Schriftzeichen und Sculpturen, Denkmale

einer längst untergegangenen Cultur. In einer Höhle fand er gegen 600 menschliche Gerippe. Sie lagen in Särgen, die aus Palmenstielen angefertigt waren. Er erkannte, daß er hier den Kirchhof eines ausgestorbenen Indianerstammes vor sich habe. Einige Skelette, die er mitnahm, gingen später mit einer Sendung verloren.

Endlich — Mitte Juni 1800 — traf Humboldt in Angustora, der Hauptstadt des spanischen Guiana, ein. Er hatte in 75 Tagen auf den großen Flüssen Apure, Orinoco, Atabapo, Rio Negro und Cassequiare eine Reise von 375 geographischen Meilen zurückgelegt. Nach den vielen Beschwerden dünkten den Reisenden die geringsten Bequemlichkeiten, die ihnen die Stadt darbot, als wahre Wohlthaten. Einfache Wohnhäuser erschienen ihnen als prächtig, der Anblick des Weizenbrotes auf der Tafel des Statthalters, der sie auf's Freundlichste aufgenommen hatte, entzückte sie. Aber die Mühseligkeiten der Fahrt hatten ihre Kräfte fast bis auf den Rest hingenommen, namentlich war der Gesundheitszustand Bonpland's bedenklicher Art. Erst nach Monatsfrist hatten sie ihre frühere Kraft und Frische wieder erlangt.

Bis zur Rückkehr.

Mit der neuen Kraft war aber auch die Reiselust wieder erwacht, und sie faßten den Plan, Mexico und die philippinischen Inseln zu besuchen und sich darnach über Bassora und Aleppo zurück nach Europa zu begeben. Um zunächst nach der nördlichen Küste zu gelangen, hatten sie die Steppen von Venezuela zu durchwandern. Ihre Sammlungen waren schon bedeutend, und da sie sich nicht von ihnen trennen wollten, nahm die Wanderung durch die bezeichnete Ebene beinahe zwei Wochen hin. In derselben besuchten sie die Karaiben-Mission Cari. Das Dorf war etwa von 500 Karaiben bewohnt. Nirgends," sagt Humboldt, „habe er einen ganzen Stamm schlankerer (von 5 Fuß 6 Zoll bis 5 Fuß 10 Zoll) und colossalischer gebildeterer Menschen gesehen. Ihre schwarzen Augen drücken Verstand aus, ihr Blick hat etwas Trauriges; in ihrem ganzen Wesen zeigen sie Ernst. Von Karaiben-Weibern wurden die Reisenden um Stecknadeln gebeten, und die Empfängerinnen befestigten dieselben, da es ihnen an Behältern zur Aufbewahrung derselben fehlte, an der Unterlippe derart, daß die Knöpfe in der Mundhöhle blieben.

Am 23. Juli langten sie in Nueva-Barcelona an. Dort schifften sie sich auf einem Boot ohne Verdeck nach Cumana ein. Das Boot wurde von einem Kaper ge-

nommen, aber von einer englischen Kriegsschaluppe wieder frei gemacht. Glücklich gelangten sie in Cumana an, das sie vor sieben Monaten verlassen hatten. Drittehalb Monate mußten sie hier verweilen, da die englische Blokade ein Schiff nicht durchließ. Dann erst begaben sie sich nach Nueva-Barcelona, um sich auf einem amerikanischen Schiffe nach Cuba einzuschiffen. La Havanna, die Hauptstadt von Cuba, der „Königin der Antillen,“ wurde nach einer 25 Tage währenden und sehr unruhigen Seefahrt erreicht. Unterwegs brach Feuer im Schiffe aus, doch wurde man glücklicher Weise Herr desselben. Auf Cuba blieben sie mehrere Monate.

In Humboldt war, hervorgerufen durch eine falsche Nachricht, ein neuer Plan entstanden. Es hatten amerikanische Zeitungen gemeldet, zwei französische Schiffe, geführt von dem Capitain Baudin, seien auf dem Wege, das Cap Horn zu umschiffen, ihre Fahrt längst den Küsten von Chili und Peru und darnach ihren Cours auf Neuholland zu nehmen. Humboldt hatte darauf hin beschlossen, Versuche zur Erreichung jener Schiffe zu machen, um statt nach Mexiko mit nach Neuholland zu gehen. Bonpland schloß sich seiner Ansicht an. Zuvor aber mußte für die Sammlungen Sorge getragen werden. Sie wurden in drei Theile gesondert. „Um das,“ sagt Humboldt, „was wir mit so viel Mühe an den Ufern des Orinoco, der Atabapo und des Rio Negro zusammengebracht hatten, nicht dem ungewissen

Schicksal einer langen Seereise auszusetzen, sandten wir eine von den Sammlungen über England nach Deutschland, eine andere über Kadix nach Frankreich. Die dritte Sammlung blieb in Havanna aufbewahrt. Wir hatten uns dieser durch Klugheit empfohlenen Anordnungen im vollen Maße zu erfreuen. Jede der drei Sendungen enthielt ungefähr die nämlichen Arten, und alle Vorsichtsmaßnahmen waren getroffen, daß die allfällig durch britische oder französische Schiffe erbeuteten Kisten an Sir Joseph Banks oder an die Professoren des Museums der Naturgeschichte in Paris übergeben werden sollten. Glücklicherweise wurden die Handschriften, welche wir anfangs der Sendung nach Cadix beizufügen im Sinne gehabt, nicht an unsern Freund und Reisegefährten, Fray Juan Gonzales, vom Orden der Observanz des heiligen Franz, übergeben. Dieser schätzbare junge Mann hatte uns nach Havanna begleitet, um nach Spanien zurückzukehren. Er verließ die Insel Cuba bald nach uns, allein das Fahrzeug, auf dem er sich eingeschifft hatte, ging während eines Sturmes an der afrikanischen Küste mit seiner ganzen Ladung zu Grunde. Wir haben durch diesen Schiffbruch einen Theil der Dubletten unserer Herbarien verloren."

Nachdem somit zur Erhaltung der Sammlungen gethan war, was sich unter den obwaltenden Umständen thun ließ, fuhren die Reisenden auf einer catalonischen Goelette, die sie sich gemiethet hatten, nach Chartagena in Süd-Amerika. Nicht vierzehn Tage, wie von den Rei-

senden gehofft worden war, sondern beinahe vier Wochen hatte die beschwerliche Fahrt gewährt, auf der sie von Stürmen weit ab vom Wege verschlagen worden waren. Humboldt's Absicht war es gewesen, von Chartagena so schnell als nur möglich über die Landenge von Panama in die Südsee abzugehen. Den Capitain Baudin hatte er gemeint in Guayaquil oder zu Lima anzutreffen. Nun aber wurde ihm hier von Kundigen auf das Bestimmteste versichert, daß zur Ausführung seines Vorhabens, jene Orte zu erreichen, die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt sei, und Humboldt sah sich zu seinem Leidwesen genöthigt, auf die Ausführung seines Vorhabens, den Isthmus von Panama zu durchforschen, zu verzichten.

Es galt nun, der nächsten Zeit eine andere nützliche Verwendung zu geben, und es wurde von Humboldt und Bonpland ein neuer Plan entworfen. Sie fuhren auf dem Magdalenenstrome bis Honda, von dort setzten sie ihre Reise auf Maulthieren bis St. Fe de Bogota fort. Die fünf Wochen währende Reise war von unsäglichen Beschwerden begleitet. Dreizehn Tage lang zogen sie auf erweichtem Boden umher, ihre Stiefel waren von Dornen zerrissen, die aus den Wurzeln des Bambus emporschießen, ja zuletzt entbehrten ihre wunden Füße jeglicher Bekleidung. Auf solchem Boden und im strömenden Regen mußten sie zum öftern des Nachts verweilen. Sie verfolgten den Paß der Anden, der bis auf 11,500 Fuß emporstieg, besuchten die mit Schnee bedeckten Vulkane Purace und

Sotara, überschritten den Aequator und gelangten endlich nach einer viermonatlichen Reise in Quito an. Der Gang dieser Reise ist in wenigen Zeilen angegeben, aber welche Fülle von Eindrücken empfingen diese kühnen Männer! Es war ein neuer wissenschaftlicher Feldzug, den sie ausgeführt hatten: die Beute war Erkenntniß, die sie für die Menschheit sammelten. Wiederum aber war auch ihre physische Kraft fast gänzlich erschöpft, und sie bedurften einer längern Ruhe. Das herrliche Klima von Quito kam ihnen vortrefflich zu statten, und es wurde nun beschlossen, zunächst in der Umgebung Untersuchungen anzustellen. Der höchste Vulkan der Andenkette ist Cotopaxi; sein Brüllen wird bisweilen bis auf 200 Seemeilen weit vernommen. Bis auf diesen Vulkan dehnten schon in nächster Zeit die Reisenden ihre Wanderungen aus, ebenso auch auf die majestätischen Schneekuppen des Antisana, Tunguragua, Pichincha. Endlich — am 23. Juni 1802 — erstieg Humboldt den 19,570 Fuß hohen Chimborazo bis zu einer Höhe, die bisher noch Niemand erreicht hatte, nämlich bis zu 17,700 Fuß. Hier gebot die Natur Halt. Eine Kluft gähnte ihm entgegen, die Kälte war entsetzlich, (das Quecksilber im Barometer gefror!) den Reisenden drang Blut aus Augenwinkeln, Lippen und Zahnfleisch.

Diese und andere Ausflüge hatten die Reisenden von Quito aus unternommen, das neun Monate ihr Stationsort blieb. Jetzt vernahm Humboldt, daß der Capitain Baudin bereits auf dem Wege nach Neuholland sei,

und er mußte nun einer Hoffnung, die er bisher noch nicht ganz aufgegeben hatte, vollständig entsagen. Nun beschlossen die Reisenden, eine Fahrt auf dem Amazonenstrome auszuführen und sich nach Lima zu begeben, um dort den Durchgang des Planeten Mercur durch die Sonnenscheibe beobachten zu können. Auf einem Wege, der ihn durch die Schneegefilde von Assuay und Cuenca führte, kam Humboldt nach Loxa. In der Provinz Jaen de Bracamores schiffte er sich, während Bonpland botanische Untersuchungen betrieb, auf dem Amazonenstrome ein, verfolgte auf eine weite Strecke hin seinen Lauf und verbesserte die bis dahin geltende Karte wesentlich. Nach der Wiedervereinigung mit Bonpland überstiegen beide wiederum (zum fünften Male) die Andenkette und begaben sich, nachdem sie die ergiebigen Silberwerke von Hualguayok, die heißen Quellen von Caxamarca, wie die eben daselbst gelegenen Ruinen des letzten Inka, graue Denkmale der Vorzeit, besucht hatten, und von Humboldt die Lage des magnetischen Aequators, d. h. des Ortes, auf dem die Magnetnadel keine Neigung mehr anzeigt, über die westlichen Cordilleren der Andenkette zurück, um Lima, die Hauptstadt von Peru, auf einige Zeit zu ihrem Stationsorte zu machen.

Im Januar 1803 schifften sie sich nach Mexico ein. Während der vier Wochen dauernden Seefahrt vernahmen sie eines Tages plötzlich ein dumpfes Tosen und Brüllen — es kam von dem fernen Vulkan Cotopaxi her, den Hum-

boldt ein halbes Jahr vorher bestiegen hatte. Indem sie in der Hafenstadt Acapulco das Land bestiegen, hatten sie den Boden Mexicos erreicht. Da viele ihrer Instrumente auf den langen und beschwerlichen Wegen gelitten hatten, schien es ihnen anfangs gerathen, ohne weiteren Aufenthalt die Rückreise nach Europa anzutreten. Als sie aber erkannten, welche reiche Stoffe zu Beobachtungen und Untersuchungen ihnen das Wunderland Mexico bot, gingen sie von ihrem Entschlusse ab. Nachdem sie, um nicht eine Beute des gelben Fiebers zu werden, längere Zeit in dem Hafenorte verweilt hatten, während welcher Zeit Humboldt seine Tagebücher vervollständigte, begaben sie sich nach der Hauptstadt Mexico. Zwei Monate lang, die sie mit Untersuchungen, Berechnungen, Aufzeichnungen reichlich beschäftigten, währte ihr Aufenthalt daselbst, worauf sie noch verschiedene Theile des Landes bereisten. Eines sei nur hervorgehoben. In der Ebene von Jorullo, an der Küste des stillen Oceans, hatte sich ein halbes Jahrhundert früher ein 1500 Fuß hoher Vulkan erhoben. Die seinem Entstehen begleitenden Erscheinungen und die in seiner ersten Zeit von ihm ausgehenden Verheerungen waren entsetzlich gewesen. Längst hatte er sich beruhigt, aber er war noch nicht gänzlich unthätig. Die Reisenden wagten sich in den rauchenden Krater bis zu einer Tiefe von 250 Fuß hinein und stellten dort mit ihren Instrumenten Untersuchungen an. Sie kehrten darauf nach der Hauptstadt Mexiko zurück, um ihre botanischen und geo-

logischen Sammlungen zu ordnen und ihre Tagebücher zu vervollständigen. Nachdem sie auf neuen Ausflügen neue Ausbeuten gemacht hatten, stiegen sie zum Hafen von Vera-Cruz hinab, woselbst das gelbe Fieber wüthete, und gelangten auf einer spanischen Fregatte nach Havanna. Ihre drei Jahre früher dort zurückgelassenen Sammlungen fanden sie unversehrt vor. Zwei Monate später bestiegen sie ein Schiff, um sich nach den Nordamerikanischen Vereinigten Staaten zu begeben. Im Bahama-Kanal wurden sie von einem heftigen Seesturm überfallen. Sieben Tage lang schwebten Schiff und Mannschaft in der Gefahr des Unterganges, dann legte sich der Sturm. Nach einer im Ganzen fünftehalb Wochen währenden Fahrt langten sie in Philadelphia an. Sie statteten dem Patrioten Washington, einem der edelsten und größesten Staatsmänner aller Zeiten, einen Besuch ab, und nachdem sie die Staatsverhältnisse und Volkszustände der vereinigten Staaten studirt hatten, schifften sie sich nach Europa ein. Nach fünfjähriger Abwesenheit landeten sie — im August 1804 — in dem Hafen von Bordeaux.

Von 1804 bis 1827.

Das war auch ein Siegeszug, den Alexander von Humboldt ausgeführt hatte, anderartig als der des großen

Macedoniers Alexander, äußerlich weniger glänzend, aber wahrlich, erhabener als dieser! Alexander der Große war freilich kein Eroberer gewöhnlichen Schlages; seine von Hause aus edel angelegte Natur, dazu der Einfluß des großen Aristoteles hatten bewirkt, daß er auch Kulturzwecke verfolgte, Zwecke, die das wirkliche Wohl gegenwärtiger und künftiger Geschlechter in sich schlossen. Aber er ging eben nicht ganz in diesen Zwecken auf; sein wilder Löwenmuth trübte nur zu oft sein besseres Wollen und Empfinden. Alexander von Humboldt's Streben dagegen diente einzig und allein den höchsten Zwecken der Wissenschaft; er eroberte, Gesundheit und Leben oftmals dabei auf's Spiel setzend, neue und außerordentlich umfangreiche Gebiete der Erkenntniß. Dabei hatte er Mühsale zu ertragen, die denjenigen an Schwere nicht nachstanden, denen Alexander der Große auf seinen Zügen Asiens ausgesetzt war.

Je mehr nun von dem im vollsten Sinne des Wortes wissenschaftlichen Feldzuge Humboldt's in Europa bekannt wurde, desto mehr begann man die Bedeutung desselben zu würdigen. Von dem Jahre 1805 ab wurde der Tag der Rückkehr Humboldt's — der 4. August — in gelehrten Kreisen gefeiert. Bei Gelegenheit einer solchen Feier in Berlin hielt der berühmte Geograph Carl Ritter eine Rede, in der er sich über die Bedeutung der Reise Humboldt's in folgender Weise ausließ: „Wie erfreulich für jeden einzelnen Reisenden der Austritt aus dem

Segelschiff vom schaukelnden atlantischen Ocean auf den festen Boden der alten Welt in der Regel sein mag, so bedeutungsvoll für das begonnene Jahrhundert war es, als am 3. August 1804 Alexander von Humboldt an der Garonne nach fünfjähriger Abwesenheit die Westküste Europas wieder betrat. Der edelste Schatz für die nachfolgenden Geschlechter, größer als alle früher übergeschifften Schätze der neuen Welt, war zur Ausprägung für den neuen Verkehr sicher an das Land gebracht." —

Carl Ritter bezieht dies hauptsächlich auf den Inhalt der Humboldt'schen Tagebücher. Humboldt hatte es sich zur Pflicht gemacht, alles auf seine Forschungen Bezügliche, selbst die kleinsten Umstände, zu verzeichnen, weil er, wie er selbst schrieb, oft zu besorgen Grund hatte, daß er nie nach Europa zurückkehren würde, und die Ergebnisse seiner Beobachtungen vielleicht erst nach seinem Tode von Andern zusammengestellt werden müßten. Nun waren die erwünschten Tagebücher-Schätze in Europa angelangt und glücklicher Weise auch der Verfasser selbst, in dessen Seele sich die gewonnene Erkenntniß zu erweiterter Erkenntniß entwickeln sollte. „Es war," fährt Carl Ritter fort, „die wissenschaftliche Wiederentdeckung der neuen Welt, die mit ihm für die europäische Culturwelt das Festland betrat, die drei Jahrhunderte nach seinem großen Vorgänger, mit dem eine neue Weltgeschichte für die ganze Menschheit begann, nun auch außerhalb der Sphäre der bewegtesten Politik als eine neue Geschichte für die Wissen-

schaft der Natur und der Völker ihren friedlichen, segensreichen Einfluß verbreitete. Es war, als wäre eine neue Sonne voll Licht und Wärme über der neuen Welt emporgestiegen, um auf die alte Welt wohlthätig zurückzustrahlen. Alles Schöne und Herrliche, was in beiden, auf und in ihnen, in Gottes Schöpfung prangte oder vor dem Menschen noch geheimnißvoll in dunkeln Schachten verborgen lag, erhob sich im neuen Lichte, in entschleierter Klarheit. Die richtige Karte Amerikas nach tausenden astronomischer, geodätischer, hypsometrischer mühevollen Messungen bleibt wohl das großartigste, unvergänglichste Denkmal aus dieser Zeit für alle Zukunft. Die Cordilleren selbst haben dadurch erst ihre Classicität gewonnen. Die von Trachytmassen auf die Rücken der Anden gehobenen Muschel- und Steinsalzlager, die Nivellements des Amazonenstromes in den Ebenen, die durch spätere Wiederholungen bestätigten genauen astronomischen Orientirungen in den Urwäldern Guineas, auf den Vulkanhöhen von Santa Fé geben nur Zeugniß von der bewundernswürdigen Schärfe jener Auffassungen eines Erdkolosses. Die zahllosen neuen Entdeckungen in der Gäa, Flora und Fauna der neuen Welt haben seitdem die Wissenschaft mit ganz neuen, vorher nicht vorhandenen Zweigen bereichert, die als dauerndes Denkmal ihres Begründers sich immer vergrößern und erweitern. Es ist die geognostische Vergleichung beider Erdhälften, es ist die Geographie der Pflanzen, es ist die Lehre von den Isothermen, den Schneeregionen,

den Luftschichten, von den Einflüssen der Plastik auf die Meteorologie und beider auf die Organismen der Pflanzen- Thier- und Menschenwelt. Die Plateausysteme wurden damals zuerst auf den Höhen Castiliens und Amerikas entdeckt und dann erst in den drei Erdtheilen der alten Welt aufgefunden; sie, wie die Bildungsgesetze der Cordilleren, des Himalaya und des Altai geben den großartigen Maßstab für alle andern Erhebungen der Erdoberfläche. Die vergleichende Geographie wurde hierdurch erst geschaffen, die vergleichende Statistik folgte und die Monumentenkunde der Aboriginer schloß sich an."

So Carl Ritter bei einer späteren Jahresfeier. Alexander von Humboldt hatte an seinen Bruder Wilhelm zuletzt von Havanna aus geschrieben und ihm seine Rückkehr angezeigt. Wilhelm von Humboldt, zur Zeit preußischer Ministerresident am päpstlichen Hofe, hatte seinen Wohnsitz in Albano aufgeschlagen und beschäftigte sich eifrigst mit der Uebersetzung des Agamemnon von Aeschilus. Der Brief, den er hier empfing, war ihm hochwillkommen, denn Alexander kündigte ihm seine Rückkehr an. Bald darauf verbreitete sich in den gelehrten Kreisen Europas das falsche Gerücht, der berühmte Reisende Humboldt sei auf Havanna dem gelben Fieber erlegen. Das Verhältniß, in dem die Brüder zu einander standen, war ein unendlich inniges, woraus sich ermessen läßt, was Wilhelm von Humboldt litt, als jenes Gerücht zu ihm drang. Wie er an seinem Bruder hing, bekundet u. A. ein etwas später

bekannt gewordenes größeres Gedicht: „An Alexander von Humboldt." Als Probe führen wir eine kurze Stelle an:

„Ach, Alle, die Dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern Dich des Meeres Pfaden,
Als Du abstießest von Iberiens Strand.
„O Wind!" — so flehten sie — „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer, laß sich in stillen Fluthen baden
Sein Schiff — und du empfang' ihn mild, o Land!" —

So groß Wilhelm von Humboldt's Schmerz gewesen war, so groß war seine Freude, als der Bruder sich ihm von Paris aus ankündigte. Aber es verging noch einige Zeit, ehe der Ersehnte nach Italien kam. Das Ordnen der mitgebrachten Sammlungen, namentlich aber die Vorarbeiten zu dem Reisewerk, das er in Gemeinschaft mit Bonpland herauszugeben beabsichtigte, nahmen fast die Zeit eines Jahres hin. Danach begab er sich nach Italien, und das edle Brüderpaar verlebte eine Reihe glücklicher Tage.

In seinem Werke „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" sagt Gustav Schlesier: „Voll von den großartigen Anschauungen einer fast neuentdeckten Welt, und im Begriffe, diese in einer Reihe unsterblicher Werke mitzutheilen, brachte Alexander von Humboldt die ganze Un-

mittelbarkeit und Frische des Eindrucks in den Kreis der Seinen, in den Mittelpunkt der alten, der classischen Welt und an das Ohr eines allem Wissen lauschenden, für Alles empfänglichen Bruders. Mit hinreißender Beredtsamkeit breitete er die Fülle seiner Erfahrungen und Gedanken vor den erstaunten Hörern aus und fesselte jeden, vor allen aber einen Bruder, der in die entlegensten Wissensregionen folgen, die neuesten Anschauungen ergreifen, die alte Welt mit dieser neuen verknüpfen konnte, wie nicht leicht ein Anderer." Als eine ihn besonders erfreuende Gabe empfing Wilhelm von dem Bruder Aufzeichnungen amerikanischer Mundarten, die Letzterer in spanisch-amerikanischen Klöstern und Missionen aufgefunden hatte.

Als Alexander von Humboldt vernahm, es seien Zeichen vorhanden, die einen nahe bevorstehenden größeren Ausbruch des Vesuv erwarten ließen, machte er sich in Begleitung zweier Freunde sogleich auf den Weg, um den Berg in seiner Thätigkeit zu sehen und denselben, so weit als es möglich sei, zu besteigen. Die Zeichen waren richtig gedeutet worden, und es wurde ihm Gelegenheit, reiche Beobachtungen anzustellen. Darauf begab er sich nach Berlin, sah theure Freunde wieder, unter ihnen seinen Lehrer Kunth, der in den Staatsdienst getreten war, sah auch den lieben, trauten Ort seiner Jugend — Tegel! — Welche Riesenleiter im Gebiete des Wissens hatte er erstiegen seit den Tagen seiner Knabenzeit! Und

was hatte ihn dazu getrieben? Heiliger Wahrheitsdrang, unermüdlicher Forschereifer! —

Humboldt kehrte nach Paris zurück. Daß er diese Stadt zu einem längeren Aufenthalte wählte, geschah deswegen, weil die dortigen naturwissenschaftlichen Werke ihm reiche Hülfsmittel gewährten. Es sei vorweg bemerkt, daß namentlich zwei in französischer und zwei in deutscher Sprache geschriebene Werke (am meisten letztere) Humboldt's literarischen Ruhm begründeten. Das Werk „Ansichten der Natur," das seither in mehreren Auflagen erschienen ist, widmete er seinem Bruder. Dies Buch enthält meisterhafte Schilderungen der durchwanderten tropischen Gegenden, Steppen und Gebirgslandschaften, eine Physiognomie der Pflanzen, eine Darstellung von dem Baue und der Wirkung der indischen Vulkane u. s. w. In der Vorrede zu diesem Werke sagt Humboldt: „Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. „Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle," folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andenkette."

Wie weiß er doch so herrlich zu schildern! In seinen Darstellungen finden wir Wahrheit des Lebens und künstlerische Form vereinigt. Eben so vollendet waren

seine mündlichen Darlegungen. Ein Wort des Meisters Goethe, der besonders auch entzückt war um der T der Anschauung willen, die Humboldt jedem Gegenstande zu Theil werden ließ, bekundet dies. Eckermann berichtet, er habe Goethe in sehr heiter aufgeregter Stimmung gefunden, und es habe derselbe ihm mit Lebhaftigkeit erzählt: „Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen. Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall gleich zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unter zu halten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt."

Gehört dies Wort auch einer etwas späteren Zeit an, so characterisirt es doch auch schon Humboldt in der Zeit seines Lebens, auf die wir gerade jetzt unsere Betrachtung richten. Theils von Humboldt, theils unter seiner Leitung ausgearbeitet, entstand in Paris ein literarisches Riesenwerk „unzweifelhaft das großartigste, welches jemals durch die Buchdruckerkunst und die ihr verwandten artistischen Gewerbe erzeugt worden ist — ein Exemplar der Folio=

Ausgabe kostet gegen 3000 Thaler." Die hervorragendsten Naturhistoriker sahen es als eine Ehre an, zur Mitarbeiterschaft hinzugezogen zu werden. Von den Uebersetzungen und Bearbeitungen eines Reisewerkes Humboldt's und von seinem letzten Werke wird weiterhin noch etwas zu sagen sein.

Aus den nächsten Jahren sei nur noch Folgendes angeführt. Nachdem Wilhelm von Humboldt die oberste Leitung des Unterrichtswesens aufgegeben hatte und als Gesandter nach Wien gegangen war, erging von dem preußischen Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg an Alexander von Humboldt der ehrenvolle Ruf, Minister des Unterrichts (mit oder ohne Ministertitel) zu werden. Es war die Zeit nach 1808, in der die neue innerliche Erstarkung des preußischen Staates begann, in der die Waffen geschmiedet wurden, die bald darauf den preußischen Staat aus der Knechtschaft in die Freiheit führten. Wer hätte nicht wünschen sollen, daß Humboldt dem ihn ehrenden Rufe nachkäme? Und doch, wer konnte — bei näherer Erwägung — es ihm übel deuten, daß er es nicht that? Verdiente er nicht Anerkennung, Bewunderung, daß er sich von dem Glanze der höchsten Staatsbeamtung nicht blenden und dadurch zu dem Entschlusse hinreißen ließ, mitten in einer Thätigkeit, die alle seine Kräfte in Anspruch nahm, inne zu halten und großartige wissenschaftliche Durchführung auf das Unbestimmte hin zu vertagen? Eine Reihe von Werken astronomischen, zoolo-

gischen, botanischen Inhalts waren in der Herausgabe begriffen, er trug sich mit Plänen, auf neue wissenschaftliche Entdeckungsreisen zu gehen. So zog er es vor, in dem bescheidenen Kleide des Privatmannes und Gelehrten weiterhin in seiner Weise der Menschheit zu dienen, und wahrlich, er hat wohl daran gethan. Gelegenheit, Großes zu wirken, ward ihm geboten, indem jener Ruf an ihn erging, Größeres zu schaffen, stellte ihm sein Genius in Aussicht, und er folgte, wie er es immer gethan, der inneren Stimme. Diese Anerkennung schließt nicht im Entferntesten einen indirekten Tadel gegen Wilhelm von Humboldt in sich. Dieser hatte sich von vorn herein dem Staatsdienst gewidmet, und er benutzte seine Muße, auf dem wissenschaftlichen und Kunst-Gebiete thätig zu sein, ebenso wie Goethe und andere bedeutende Männer es thaten, die neben pflichtgetreuer und darum segensreicher amtlicher Wirksamkeit durch freies Schaffen sich Verdienste um die Bildung des Volkes erwarben. Wie anders die in Betracht zu nehmenden Verhältnisse sich bei Alexander von Humboldt gestaltet hatten, ist im Obigen wohl zur Genüge erörtert worden.

Wir übergehen eine Reihe von Jahren, in denen Humboldt theils in der Einsamkeit der Studirstube literarisch thätig war, theils Reisen nach England, Italien u. s. w. ausführte.

Im Jahre 1827 beschloß er, seinen dauernden Wohnsitz in Berlin zu nehmen.

Ein Zweifaches hatte ihn zu diesem Entschluß geführt. Wie Friedrich Wilhelm III. es wünschte, ihn nahe zu haben, um zum öftern mit ihm in persönlichen Verkehr treten und bei entsprechenden Gelegenheiten seinen Rath entgegennehmen zu können, eben so sehr wünschte Humboldt, dauernd in der Nähe seines Bruders zu leben.

Erlebnisse und Wirken mannigfacher Art.

Alexander von Humboldt hatte eine Wohnung in der Oranienburger Straße bezogen. Die Aufstellung seiner Bücher, Instrumente und Sammlungen der verschiedensten Art war für ihn ein sehr mühevolles Geschäft gewesen. Als ihm nicht lange darnach die Wohnung gekündigt worden war, da das Haus verkauft werden sollte, und er dies seinem Freunde Alexander Mendelsohn mitgetheilt hatte, ward von diesem das Haus in aller Stille gekauft und darauf Humboldt durch Ueberreichung eines für seine Lebenszeit ausgestellten Miethscontractes freudig überrascht.

Oftmals war er nun bei seinem Bruder Wilhelm in dem nahen Tegel.

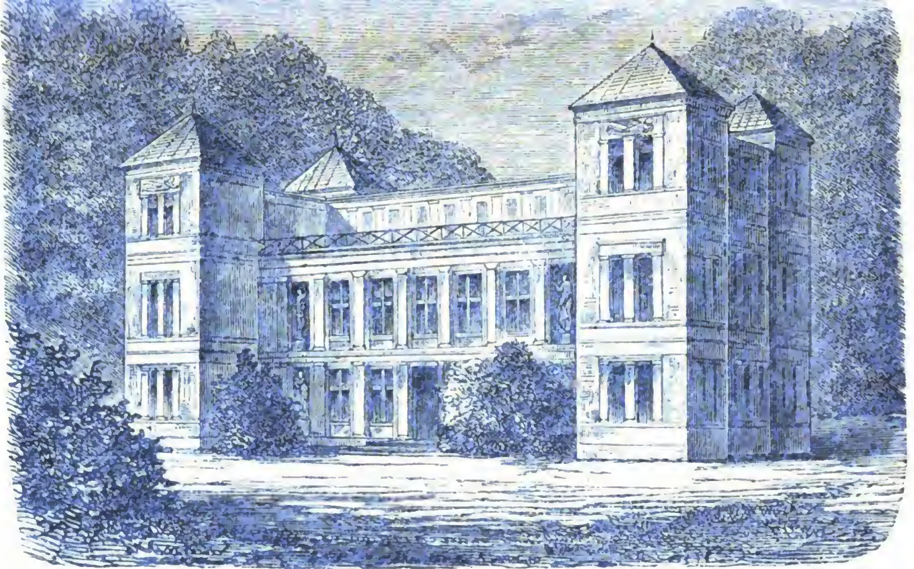
Wilhelm von Humboldt hatte sich von dem Staatsdienst gänzlich zurückgezogen, um auf Tegel seine letzten Jahre zu verleben. In einem seiner Briefe aus dem

Jahre 1820 heißt es: „Hier haben wir (Alexander und ich) einen großen Theil unserer Jugend zugebracht. Ich baue jetzt eben ein neues Haus hier, das vorzüglich den Zweck hat, unsere Marmor und Gypse zu stellen, doch nicht in einer Art Museum, wozu die Sammlung zu klein ist, sondern so, daß die Kunstsachen sich mit dem häuslichen Wesen verbinden. Schinkel und Rauch haben viel Güte für das Unternehmen, und so hoffe ich, soll es hübsch werden. Das Haus, das ursprünglich ein Jagdschloß des großen Kurfürsten war, bekommt vier Thürme und jeder von diesen zu Basreliefs zwei der Winde aus Athen. In den Flur stelle ich die antike Brunneneinfassung (in welcher der heilige Calixtus ertränkt sein soll), zu der F. A. Wolf eine Inschrift gemacht hat."

Wenige Jahre darauf war das Schloß in seiner neuen Einrichtung fertig. Wie sehr es Wilhelm von Humboldt in Tegel gefiel, ist aus einem Schreiben von ihm aus dem Jahre 1824 zu entnehmen, in dem es heißt: „Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, schöne und mannigfaltige Bäume durch alle wechselnde Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus stehen alte und breitschattige Bäume und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und in dem Weinberg stehen einzelne Fruchtbäume, im Park ist ein dichtes und dunkles Gebüsch, und der See ist vom Walde umkränzt,

so wie auch alle Inseln darauf mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen."

Hier in Tegel hatte Wilhelm von Humboldt bald nach der Rückkehr seines Bruders einen schweren Verlust zu beweinen: er verlor seine liebenswerthe und von ihm auch so überaus geliebte Gattin durch den Tod. Alexander von Humboldt stand dem von Schmerz tief niedergebeugten Bruder mit treuer Liebe zur Seite. Der Tod der edlen Frau ward Veranlassung zur Errichtung des jetzt so berühmten Grabmals im Tegler Park. In einem Briefe Wilhelm von Humboldt's an Caroline von Wolzogen, die Schwägerin Schillers, heißt es: „Meine Frau hat in Tegel im Garten begraben sein wollen. Sie hat den Ort bezeichnet, wo eine Eiche unter dunkeln Tannen steht, und so menschlich, als wollte sie mit uns bleiben, hinzugesetzt: Da sieht man das Haus! — Ich lasse dort eine Grabstätte einrichten mit einem Denkmal. Eine einfache Granitsäule mit marmornem Kapitäl und Bachoment auf einem Postament, auch mit Marmor bekleidet und ein eisernes Gitter darum. Aber keine Gruft. Wir werden sie an dem Denkmal in der Erde begraben. Das ist hübscher und naturgemäßer, Staub mit Staube zu mischen, und so hatte sie es auch gewünscht. Denn noch in den letzten Tagen hatte sie gesagt: In Tegel wird mir besser werden, im Rasen mit Blumen, — ich meine den Rasen



Humboldt's Schloss Tegel.



über mir. — Bis nun das alles fertig ist, ruht sie auf dem kleinen Dorfkirchhofe in einer von Holz in der Erde wie ein Zimmer gebauten Gruft.“ Später wurde die Säule mit der Statue der Hoffnung im Stile althellenischer Kunst gekrönt. Die Statue war von der Verstorbenen selbst bei Thorwaldsen bestellt worden. Von seinem Arbeitstische aus sah Wilhelm von Humboldt die Grabstätte; ihr Anblick regte seine liebsten Erinnerungen an und erweckte seine erhebendsten Hoffnungen. Zu dieser Grabstätte wandelte er im trauten Gespräch oft mit seinem Bruder: hier sollten, gemäß einem Uebereinkommen, auch die Brüder einst ruhen.

Im Jahre 1827 kam Alexander von Humboldt einem lebhaften Wunsche seiner Verehrer nach, indem er eine Reihe von Vorlesungen eröffnete. Der große Saal im Universitätsgebäude reichte für die zahlreiche Zuhörerschaft nicht aus, es mußte die Halle der Singakademie gewählt werden. Unter den Zuhörern befanden sich der König, die königliche Familie, die ersten Männer und Frauen der Stadt. Nachdem Berichte durch die Zeitungen in das Land hinaus gegangen waren, geschah es, daß Personen von nah und fern nach Berlin kamen, um eine oder die andere Vorlesung zu hören und den berühmten Mann zu sehen. Mit Klarheit und Wärme des Herzens führte Humboldt in einer Reihe von wunderbaren Bildern den Zuhörern das Weltall vor. Um eine Hindeutung auf den Inhalt der Vorlesungen zu geben, führen wir einige

Titel auf: „Geschichte der Weltanschauung.“ — „Himmelsräume.“ — „Gestalt, Dichte, innere Wärme, Magnetismus, Magnetismus der Erde und Polarlicht.“ — „Natur der starren Erdrinde, heiße Quellen, Erdbeben, Vulkanismus.“ — „Tropfbar flüssige Umhüllung und Meer.“ — „Elastisch-flüssige Umhüllung: Atmosphäre, Wärmevertheilung.“ — „Geographie der Pflanzen.“ — „Geographie der Thiere“ — „Menschenracen.“ — So tief wie er hatte noch Keiner in den Weltorganismus geschaut; Andacht und Staunen ergriff die denkenden Hörer beim Anblick der Schätze, die der geweihte Priester der Wissenschaft vor ihnen ausbreitete. Wo der ungeübte oder der stumpfe Blick bisher nichts sah, stieg eine Welt neuer Erkenntniß auf. Humboldt sprach mit Klarheit, mit Wärme, mit Andacht. War doch Gottes erhabenes Werk, die sichtbare Schöpfung, fortgesetzt der Gegenstand seiner ernsten Forschung gewesen; hatte er doch nur Eines mit aller Hingabe gesucht: Erkennen dessen, was da ist, mittelst der ihm vom Schöpfer gegebenen Geisteskraft! Manchem Hörer ging wohl zum ersten Male eine Ahnung des Sinnes auf, der in den Worten liegt:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust in Morgenroth!“

Und doch, der so Vieles Wissende vermochte niemals einer gewissen Schüchternheit sich zu entschlagen. Sein Bruder schrieb einem Freunde in Wien: „Alexander hat sich durch seine Vorlesungen eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie sind unübertrefflich. Er ist mehr wie je der Alte, und es ist, wie es immer war, ein Characterzug in ihm, selbst eine eigne, innere Scheu, eine nicht abzuleugnende Besorgniß in der Art des Auftretens zu haben.“

Alexander von Humboldt war bescheiden, eben weil er Vieles wußte, genug, um zu erkennen, daß, so viel der Himmel höher ist als die Erde, das absolute Wissen umfangreicher ist, als das Wissen auch des strebsamsten Menschen. Wie unterschied er sich dadurch vor so vielen Sterblichen, die keine Fühlung haben für das, was sie noch nicht besitzen, sondern die in eitler Selbstverblendung meinen, mit ihrem Wissen sei der Kreis des Wissens — auf dem Gebiete wenigstens, auf dem sie thätig waren — überhaupt geschlossen! —

Mehr als zwanzig Jahre waren seit der Rückkehr Alexander von Humboldt's schon vergangen. Damals hatte sein Bruder in einem an ihn gerichteten Begrüßungsgedichte verkündet: „Empor ihn werden feiernd Andre tragen auf höh'rer Dichtung Flügeln.“ Diese Verkündigung begann jetzt schon — den Anlaß dazu gaben eben die Vorlesungen — in Erfüllung zu gehen. In schönen und sinnigen Dichtungen, die öffentlich erschienen, wurde er gefeiert. Als Proben mögen zwei Sonnette, verfaßt

einige Naturforscher als Begleiter auszuwählen, auch hielt er es für angemessen, entsprechende Vorbereitungsstudien zu betreiben. Kurz vor seiner im Frühjahr 1829 erfolgenden Abreise ward er von dem Könige zum wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädikate Excellenz ernannt. Als Begleiter hatte er sich die berliner Gelehrten Gustav Rose und Ehrenberg erwählt, ersteren zur Führung des Reisetagebuches und zur Aufzeichnung der sich auf die Mineralogie beziehenden Untersuchungen, letzteren zur Ausführung der in das Gebiet der Botanik und Zoologie einschlagenden Arbeiten. Er selbst hatte sich die Beobachtung des Erdmagnetismus, die astronomische Geographie und die Gesammtdarstellung des geognostischen und physikalischen Gemäldes vom nordwestlichen Asien vorbehalten. Nach dem von H. Kletke herausgegebenen Reisewerke geben wir in Folgendem einen kurzen Abriß der Reise. Sie ging über Moskau, Kasan, die Ruinen des alten Bulgarü nach Katharinenburg, den Goldseifenwerken des Ural und den Platinwäschen von Nischne-Tagilsk; dann über Bogoslawsk, Werchoturje und Tobolsk nach dem Altai (Barnaul, dem Koliwanschen See, Schlangenberg und Ustkamenogorsk) und von da nach den chinesischen Militairposten von Khonimailakhu nahe am Dsaisang-See in der Dsungarei. Vom Altai wandten sich die Reisenden wieder westlich dem südlichen Ural zu. Sie zogen durch die Steppe von Ischim über Petropawlowsk, Omsk, Miask und den Salzsee Ilmen nach Slatoust, dem Taganai,

nach Orenburg und dem Steinsalzstock von Ilezk in der Kirgisensteppe der Kleinen Horde. Um Astrachan und das kaspische Meer zu erreichen, mußte man der vielen Regengüsse und Ueberschwemmungen wegen den Weg über Uralsk, Saratow, den Elton-See, Dubowska und die Herrnhuter-Colonie Sarepta in der Kalmückensteppe einschlagen. Nach einem Besuch bei dem Kalmückenfürsten Sered-Dschab wurde die Rückreise angetreten. Am 13. November traf Humboldt in Petersburg, Ende des Jahres in Berlin ein. Er hatte während einer Zeit von neuntehalb Monaten einen Weg von drittehalb tausend geographischen Meilen zurückgelegt.

Auch diese Reise brachte der Wissenschaft neue Schätze, die Humboldt in einem Werke über Central-Asien niederlegte. Welche Hauptzwecke er bei seinen Untersuchungen und Beobachtungen verfolgt hatte, ist aus der Einleitung zu dem genannten Werke zu ersehen. „Es giebt,“ sagt er in derselben, „in der Erhebung der Massen, in der Ausdehnung und Richtung der Gebirgssysteme und in ihren relativen Stellungen herrschende Grundzüge, welche seit den ältesten Zeiten Einfluß auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft ausgeübt, die Tendenzen ihrer Wanderungen bestimmt, die Fortschritte der geistigen Cultur begünstigt oder verzögert haben. Diese unvergänglichen Züge zu bezeichnen, durch welche es der Natur gefallen, den Boden, die Klimate und die Erzeugnisse mannigfaltig zu verändern, ist mein Hauptbestreben gewesen.“

Humboldt's Thätigkeit in Berlin wurde durch ein politisches Ereigniß unterbrochen. Im Jahre 1830 brach eine Revolution in Frankreich aus, die älteste bourbonische Linie wurde gestürzt, Ludwig Philipp bestieg den französischen Thron. Da Humboldt während seines Aufenthalts in Paris mit dem jetzt zur Regierung gekommenen Hause Orleans in naher Verbindung gestanden hatte, erschien er dem Könige Friedrich Wilhelm III. als die geeignetste Person, nach Paris gesandt zu werden, um dem neuen französischen Monarchen die Anerkennung der preußischen Regierung auszusprechen. An diese Mission knüpfte sich der Auftrag, einige Zeit in Paris zu weilen und — je nach Erfordern — der preußischen Regierung Nachricht über die dort sich entwickelnden Zustände zugehen zu lassen. In dem Letzteren lag die Veranlassung, daß Humboldt im Laufe der nächsten Jahre abwechselnd seinen Aufenthalt in Paris und in Berlin nahm. Die Anfertigung der Berichte erforderte wenig Zeitaufwand, und so kam es, daß er auch in dieser Zeit fast gänzlich seinen Studien leben konnte.

Inzwischen war — ganz wider eigenes Erwarten, Wünschen und Hoffen — Wilhelm von Humboldt noch einmal in den Staatsdienst hineingezogen worden. Der König hatte ihn zum Staatsrath ernannt und ihm den höchsten Orden des preußischen Staates, den schwarzen Adlerorden, verliehen. Auf eine bedeutende Thätigkeit des hochverdienten Mannes konnte jedoch nicht mehr ge-

rechnet werden, weil der Gesundheitszustand desselben sehr wankend war. Seine Aerzte hielten dafür, daß ihm nur noch eine kurze Lebensdauer beschieden sei, und auch er hegte diese Ueberzeugung und sprach dies offen aus. Um so mehr freute er sich, von seinem Bruder bei dessen Rückkehr zu vernehmen, daß die politische Mission, die denselben mehrmals nach Paris geführt hatte, ihr Ende erreicht habe. Liebten sich doch die Brüder mit einer Zärtlichkeit, wie sie selten gefunden wird. „Wir wissen," sagt der eben erwähnte Biograph Wilhelm von Humboldt's, „wie von Jugend an ihre Studien Hand in Hand gingen, wie auch auf weit auseinander führenden Bahnen Einer des Andern Richtung theilnehmend und mitgehend verfolgte, und wie selbst in ganz entgegengesetzten Forschungen die Verwandtschaft der Naturen und die Seite, an der sie sich berührten, erkennbar blieb. Auch schienen sie gemüthlich immer enger an einander gekettet zu werden."

Die Lebensfackel Wilhelm von Humboldt's sollte schneller noch verlöschen, als seine Aerzte und er gemeint hatten. Am Geburtstage seiner Gattin besuchte er deren Grab, verweilte zu lange auf demselben und erlitt dabei eine starke Erkältung, die nach kurzer Zeit seinen Tod zur Folge hatte. Er starb am 8. April des Jahres 1835.

Wie tief ward Alexander von dem Verluste des Bruders betrübt! Drei Tage vor dem Tode desselben schrieb er an Varnhagen von Ense: „Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten und ihm

sinnig in der Tiefe des Gefühls nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend elf Uhr und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel nicht sehr unruhiger Schlaf und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der Alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. . . . „„Denkt an mich, sagte er vorgestern, doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heut war ein schöner Tag für mich, denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung."" . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten."

Kurz vor seinem Tode hatte Wilhelm von Humboldt noch zu seinem Bruder geäußert, daß es sein sehnlicher Wunsch sei, das Bewußtsein bis zu seinem letzten Augenblicke zu behalten, um den Uebergang in einen andern Zustand mit Klarheit betrachten und fassen zu können.

Seinem Freunde Arago in Paris schrieb Alexander von Humboldt am 10. April: „Ich habe das Unglück gehabt, meinen Bruder vorgestern zu verlieren. Seine Schwäche hatte seit mehreren Wochen fortgesetzt zugenommen, ein fortwährendes Zittern sich eingestellt; aber der Geist hatte seine ganze Energie bewahrt. Er arbeitete

unaufhörlich und hinterläßt zwei fast vollendete Werke, eins über die Sprachen des indischen Archipels, die er vom Sanscrit ableitet, ein anderes über den Ursprung und die Philosophie der Sprachen im Allgemeinen. Diese Werke werden veröffentlicht werden. Mein Bruder hat seine Manuscripte, begonnene Arbeiten und seine kostbare Büchersammlung der königlichen Bibliothek vermacht. Eine hohe Intelligenz, ein edler und erhabener Geist ist dahin. . ."

Humboldt erachtete es als eine heilige Pflicht, sich den Arbeiten zu unterziehen, die für die Herausgabe der hinterlassenen Werke seines Bruders nöthig waren. Sie erschienen später in sieben Bänden. Eines der Werke „Ueber die Kawi-Sprache ꝛc." gab Humboldt alsbald heraus. Das von demselben verfaßte Vorwort giebt Aufschluß über den Inhalt, kennzeichnet aber auch zugleich das Streben, die Geistesrichtung und den Character der beiden Brüder, so daß wir es uns nicht versagen können, eine Stelle aus demselben mitzutheilen. „Wenn es dem," sagt Alexander von Humboldt, „dessen Verlust wir betrauern, vergönnt war, durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens, durch Begünstigung äußerer Verhältnisse und durch Studien, welche der häufige Wechsel des Aufenthalts und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten, tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste erfaßt worden sind, so

dürfen wir uns doppelt freuen, die letzten, ich darf wohl hinzusetzen, die höchsten Resultate dieser das ganze Sprachgebiet berührenden Forschungen in der Einleitung dieses Werkes entwickelt zu finden. . . . Es ist, nach dem Ausspruche eines der Edelsten unsers Zeitalters,*) ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. — Wo aber der Stoff gleichsam die Form beherrscht und hervorruft, wo Anmuth der Sprache sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe entfaltet, da wird die Trennung, welche jenes Vorurtheil bezeichnet, leicht gehoben. Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich täuschen, so muß das Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert und in dem Organismus der Sprachen gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es muß die Ueberzeugung darbieten, daß eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Characters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinn und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt."

Wie schon bemerkt, war die Grabesstätte ursprünglich nur für die Gattin Wilhelm von Humboldt's und die

*) Schillers.

beiden Brüder bestimmt. Es wurde davon abgegangen. Schon zwei Jahre nach dem Tode des älteren Humboldt folgte ihm seine älteste Tochter Caroline. „Sie hat ausgelitten," schrieb Alexander von Humboldt an die Frau von Wolzogen, „die arme Caroline. . . . . Es ist ein Verlust, den man auch darum doppelt schmerzhaft fühlt, weil die gute Hingeschiedene von allen Töchtern die war, welche am liebenswürdigsten, selbst in kleinen Einzelheiten der Characterstärke, den Vater repräsentirte. Alle alten Wunden sind mir aufgerissen und bluten. . . . Seit vierzehn Tagen erst war sie fortdauernd bettlägerig, ohne Nahrung, von unbegreiflicher Muskelschwäche, aber frei und kräftig im Urtheil. Stets von den Geschwistern gepflegt, auch von Hedemann auf das Sorgfältigste, zeigte sie sich dankbar für die kleinste Hülfe. Alle Zeichen der Ungeduld waren seit Monaten verschwunden; sie war sanft und milde. Nur gestern Nachmittag trat Unruhe ein, das sonderbare Suchen mit den Händen, seit zweitausend Jahren dem Menschengeschlechte eigen, wenn dem Tode nahe, ein ominöses, pathologisches Zeichen. Das Röcheln nahm zu — keine Sprache mehr, aber in den Zügen kein Ausdruck des Schmerzes bis zum Ende. Sie fühlte sich nicht sterben, doch in den vorhergehenden Tagen sah man sie oft, wenn sie allein war, die Hände zum Beten falten. Es war eine unendlich edle, sinnige, zartfühlende Person, da=

bei traumartig in sich versunken — „„ein Traum am Tage.““ —

Die Liebewerthe ruht neben den ihr vorangegangenen Eltern.

Lebensabend.

Der Lebensabend Alexander von Humboldt's war herangekommen; aber nur das erbleichende Haar und die etwas gebückte Haltung ließen dies erkennen, dem Geiste nach war er voll jugendlicher Kraft. Im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Lebens ward er vom Könige Friedrich Wilhelm IV. zum Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite ernannt. Seit der letzten großen Reise hatten ihn die Herausgabe der Werke seines Bruders und die Vollendung der asiatischen Reisewerke vornehmlich beschäftigt. Nebenher waren Abhandlungen verschiedener Art aus seiner Feder hervorgegangen. Jetzt erst, in der Mitte der Siebenziger stehend, gewann er Zeit, an das Niederschreiben der Vorlesungen zu gehen, die er ein Jahrzehend früher gehalten hatte. Oben wurde der Eindruck der Vorlesungen geschildert und hinzugefügt, es sei der Wunsch allgemein laut geworden, es möchten die Vorlesungen durch den Druck veröffentlicht werden. Die Wünschenden sollten mehr noch empfangen, als sie geahnt hatten. Die asiatische Reise hatte dem Forscher neue wichtige Gesichtspunkte eröffnet, und indem er nun zu

arbeiten begann, legte er die Gesammt-Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Erfahrungen in einem Werke nieder, das er „Kosmos“ nannte, und dessen erster Theil im Jahre 1845 erschien. Er selbst spricht sich (in dem Vorworte zum ersten Bande) über den Plan des großartigen Werkes folgendermaßen aus:

„Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen ich veranlaßt worden bin, mich mehrere Jahre scheinbar ausschließlich mit einzelnen Disciplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geognosie, Chemie, astronomischen Ortsbestimmungen und Erdmagnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reise-Expedition zu beschäftigen, so war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen. Ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einsicht gelangt, daß ohne den ernsten Hang nach der Kenntniß des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebilde sein könne. Es sind aber die Einzelnheiten im Naturwissen ihrem innern Wesen nach fähig, wie durch eine aneignende Kraft sich gegenseitig zu befruchten. Die beschreibende Botanik, nicht mehr in den engen Kreis der Bestimmung von Geschlechtern und Arten festgebannt, führt den

Beobachter, welcher ferne Länder und hohe Gebirge durchwandert, zu der Lehre von geographischer Vertheilung der Pflanzen über den Erdboden nach Maßgabe der Entfernung vom Aequator und der senkrechten Erhöhung des Standorts. Um nun wiederum die verwickelten Ursachen dieser Vertheilung aufzuklären, müssen die Gesetze der Temperatur-Verschiedenheit der Klimate wie der meteorologischen Processe im Luftkreise erspäht werden. So führt den wißbegierigen Beabachter jede Klasse von Erscheinungen zu einer andern, durch welche sie begründet wird oder die von ihr abhängt. Es ist mir ein Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisenden mit mir getheilt haben: das Glück, nicht blos Küstenländer, wie auf den Erdumsegelungen, sondern das Innere zweier Continente in weiten Räumen und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Contraste der alpinischen Tropenlandschaft von Süd-Amerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten. Solche Unternehmungen mußten bei der eben geschilderten Richtung meiner Bestrebungen zu allgemeinen Ansichten aufmuntern; sie mußten den Muth beleben, unsere dermalige Kenntniß der siderischen und tellurischen Erscheinungen des Kosmos in ihrem empirischen Zusammenhange in einem einigen Werke abzuhandeln. Der bisher unbestimmt aufgefaßte Begriff einer physischen Erdbeschreibung ging so durch erweiterte Betrachtung, ja vielleicht nach einem allzu kühnen Plane, durch das Umfassen alles Geschaffenen im Erd- und

Himmelsraume in den Begriff einer physischen Beschreibung über."

So Humboldt über den Plan zu seinem Kosmos, dessen zweiter Theil in dem siebenundsiebenzigsten, dessen dritter Theil in dem einundachtzigsten Jahre seines Lebens erschien, nach welcher Zeit er sich mit der Bearbeitung der Schlußbände beschäftigte.

In wie weit gelang es ihm nun, zu erreichen, was er erstrebte? Hören wir darüber einen Mann, der wahrlich fähig war, wie je Einer, ein Urtheil zu sprechen — den gefeierten Professor C. Böckh. Bei Gelegenheit der Leibnitz-Feier im Jahre 1850 ließ derselbe sich über das erwähnte Werk (und dabei zugleich über das Gesammtwirken Humboldt's) folgendermaßen aus:

„Am 4. August des Jahres 1800 ist Alexander von Humboldt zum außerordentlichen Mitgliede dieser Akademie ernannt worden; nur ein Monat fehlt noch, daß er ein halbes Jahrhundert ihr angehört habe. Die Akademie hat es der Pietät mit Recht angemessen gefunden, die Erwähnung dieser erfreulichen fünfzigsten Wiederkehr seines akademischen Geburtstages mit der Leibnitz-Feier zu verbinden, zugleich mit dem Beschluß, sein Brustbild in Marmor in diesem Saale aufzustellen, wenn, was noch in weiter Ferne liegen möge, das allgemeine menschliche Loos ihn unsern Augen entrückt haben wird. Alexander von Humboldt ist wie Leibnitz der wahre akademische Mann, und wie letzterer für seine, so er für unsere Zeit

al des akademischen Mannes. Aber er gehört
einer, auch nicht blos allen Akademien, sondern der
n gebildeten Welt an. Um nur mit drei Worten
Vielseitigkeit hinzuweisen, was hat er nicht alles
n allen Gebieten der Naturwissenschaften angeregt und geleitet, in Zoologie, Physiologie und vergleichender Anatomie, in der Botanik durch monographische Behandlungen und die großen Werke über Aequinoctialpflanzen und die neuen Gattungen und Arten der Pflanzen, durch Pflanzengeographie und Forschungen über Vertheilung der Gewächse auf der Erde nach Temperatur und Höhe, in der Mineralogie, Geologie und Geognosie nebst Berg- und Hüttenwesen, in der Chemie, Meteorologie und Klimatologie, über galvanische und elektrische Verhältnisse, Erdmagnetismus, Wärme, Schall; er hat neben astronomischen Beobachtungen den Luftkreis; die Erde in den verschiedensten Zonen, auf den höchsten Höhen und in den unterirdischen Tiefen untersucht, Amerika und Asien unserem Blicke neu eröffnet und die physische Erdbeschreibung im weitesten Umfange begründet. Aber er hat auch die Geschichte der Menschheit umfaßt, alles Culturgeschichtliche, die politische Geschichte entfernter Länder, die Verhältnisse der Bevölkerung und was man sonst noch unter Statistik zu begreifen pflegt; er hat mit edler und dankbarer Liebe allen Ahnungen und Keimen späterer Kenntnisse des Kosmischen und Tellurischen durch das klassische und morgenländische Alterthum hindurch und in die mittleren

Zeiten nachgespürt, die Weltanschauung aller Völker mit feinem Sinn und Gefühl verfolgt. Nach seinen eigenen Worten hat er „„durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen veranlaßt,““ sich dem Einzelsten gewidmet und doch niemals seine Hauptaufgabe aus den Augen verloren, „„die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen,““ und überall allgemeine weithin tragende Ansichten auf dem Grunde des Besondern gebildet. . . Natur und Geist haben sich ihm durchdrungen; mit poetischer Kraft der Phantasie und allem Reiz der Sprache verbreitet er über das Reale den Zauber des Idealen, der die älteren unter uns wie ein zephyrischer Hauch anweht aus den Tagen der Jugend, da Alexander von Humboldt mit dem unsterblichen Bruder in der Genossenschaft der begabtesten Männer deutscher Zunge lebte, denen die Horen und Charitinnen noch hold waren. Begeistert für alles rein Menschliche ist er erhaben über die Vorurtheile der Zeit und des Standes, nimmt Antheil an jeder edlen Bestrebung, erkennt jede Leistung an; dazu freies und offenes Urtheil, unabhängige Gesinnung, Milde und Nachsicht, allgemeines thätig förderndes Wohlwollen. Und so darf ich ohne Scheu mit den Worten endigen, womit ein alter Dichter einen Hymnus für einen zwar mächtigeren, aber gewiß nicht edleren Mann schließt: „„Wie viele Freuden er anderen bereitete, wer könnte das erzählen?““

Der Schluß der Böckh'schen Rede geht auf den

Charakter Humboldt's über. Wenn wir zum öfteren schon Gelegenheit nahmen, auf das bewunderungswürdig reine Gemüthsleben Humboldt's zu verweisen, so geschah es, weil wir mit nichten der Meinung sind, der habe recht, der da sagt: „Was haben die Forschungen eines Gelehrten mit seinem Gemüthsleben zu thun!" — Wir stützen uns hierbei auf Aussprüche heiliger Bücher alter Zeit und philosophischer Schriften neuerer Zeit. Der Form nach sind die Aussprüche verschieden, dem innersten Sinne nach sind sie Eins. Denen, die reines Herzens sind, ist verheißen, Verborgenes (Anderen Verborgenes), Göttliches, Gott zu schauen. Und in neuerer Zeit sagte ein weiser Mann (Fichte): „Die werden beseligt durch wirkliche Erkenntniß, die den Tempel des Herzens sich rein erhalten, die sich hüten, der Sinnenlust und dem Hochmuth Altäre zu erbauen." In dem letztern Sinne ist auch das Wort Shakespeare's zu verstehen:

„Studium vergleich' ich mit dem Strahl der Sonnen,
Kein frecher Blick wird ihren Glanz ergründen."

Wer ohne heilige Scheu, ohne Ehrfurcht vor dem Schöpfer des Alls die Spuren des göttlichen Wirkens verfolgt, wird mit Blindheit geschlagen. Heilige Scheu ist eine Schranke für menschliches Wollen. „Meine ganze, vollständige Bestimmung begreife ich nicht," sagt Fichte, „und was ich sein werde, übersteigt all mein Denken. Ein Theil dieser Bestimmung ist mir selbst verborgen — nur Einem, dem Vater der Geister, sichtbar, dem sie anver-

traut ist. Ich weiß nur, daß sie mir sicher, und daß sie ewig und herrlich ist, wie Er selbst. Denjenigen Theil derselben aber, der mir anvertraut ist, kenne ich, kenne ich durchaus, und er ist die Wurzel aller meiner übrigen Erkenntniß. Ich weiß in jedem Augenblicke meines Lebens sicher, was ich ihm thun soll; und dies ist meine ganze Bestimmung, inwiefern dieselbe von mir abhängt. Hiervon, da mein Wissen nicht darüber hinausreicht, soll ich nicht abgehen; ich soll in diesem einigen Mittelpunkte feststehen und darin einwurzeln."

Wahrlich, so war es mit Humboldt, während schwächere Geister, die ihn umschwirrten und mit seinem Glanze sich schmückten, über Dinge absprachen, deren Ergründung menschlichem Denken versagt ist.

Zur Bestätigung dessen sei hier nur auf zwei seiner Aussprüche verwiesen. Gegenüber der materialistischen Auffassung über das Entstehen und Vergehen des Menschen, die bis zur Leugnung der Unsterblichkeit kommt, erklärte er entschieden, „daß er die Beweise gegen eine Seelenfortdauer nach dem Tode nicht als entscheidend anerkennen könne." Ferner schrieb er im Jahre 1858 an Heinrich König, der ihm sein Buch „Georg Forster" gesandt hatte: „Daß ich Ihnen nach der sehr ernsten Einleitung zum vierten vorletzten Bande meines unvorsichtigen Kosmos auch „„ein Mann des Stoffwechsels"" wie Moleschott erscheinen werde, besorge ich nicht; man kann an die wechselnde Fesselung und Entfesselung der Stoffe glauben,

ohne darum das höhere Gesteige des thierischen belebten Organismus in Zweifel zu ziehen."

Wohl ihm, wohl der Welt, daß er, der große Denker sich in seinem Forschen nie des priesterlichen Ernstes entschlug! Daß dies nicht geschah, bewirkte eben die Reinheit seiner Gesinnung. Das unentweihte Innenleben gleicht dem reinen Edelsteine, der die Fähigkeit hat, das Licht von außen, und komme es aus den entlegensten Sphären, in sich aufzunehmen und widerzustrahlen. Nicht einmal die Goldfassung ist einem Edelsteine förderlich; je stärker sie ist, je mehr verdunkelt und beschränkt sie. —

Aus dem angeführten Grunde finden wir bei Humboldt, wie nachgewiesen wurde, gelegentlich Abweisung sogenannter materialistischer Auffassungsweise, dagegen durchweg, namentlich im Kosmos, eine wahrhaft erhabene Anschauung. Er hebt uns in eine höhere Gedanken- und Empfindungssphäre, die an und für sich läuternd auf uns wirkt. Es möge dies durch zwei Stellen aus dem Kosmos erwiesen werden: „Indem wir," sagt er, „die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenracen. Es giebt bildsamere, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in dem Staatsleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt. Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte

hindurch in immer weiterer Geltung sichtbar ist; wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwickelung geistiger Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln. Es ist dies das letzte äußerste Ziel der Geselligkeit und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit, ihm entdeckbar, er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. So festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit. Diese Betrachtung der Humanität des bald gehemmten, bald mächtig fortschreitenden Strebens nach derselben gehört durch die Allgemeinheit ihrer Richtung recht eigentlich zu dem, was das kosmische Leben erhöht und begeistigt. In der Schilderung einer großen welthistorischen Epoche, der „Entstehung des Christenthums,“ mußte vor Allem

daran erinnert werden, wie dieselbe die Ansichten des Menschengeschlechts erweitert und einen milden langdauernden, wenngleich nur langsam wirkenden Einfluß auf Intelligenz und Gesittung ausgeübt hat."

Die andere Stelle lautet: „Ich kann der Besorgniß nicht Raum geben, zu welcher Beschränkung oder eine gewisse sentimentale Trübheit des Gemüths zu leiten scheinen, zu der Besorgniß, daß bei jedem Forschen in das innere Wesen der Kräfte die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnißvollen und Erhabenen verliere. Allerdings wirken Kräfte, im eigentlichen Sinne des Wortes, nur dann magisch, wie im Dunkel einer geheimnißvollen Macht, wenn ihr Wirken außerhalb des Gebiets allgemein erkannter Naturbedingungen liegt. Der Beobachter, der durch ein Heliometer oder einen prismatischen Doppelspath den Durchmesser der Planeten bestimmt, jahrelang die Meridianhöhe desselben Sternes mißt, zwischen dicht gedrängten Nebelflecken telescopische Kometen erkennt, fühlt (und es ist ein Glück für den sichern Erfolg dieser Arbeit) seine Phantasie nicht mehr angeregt, als der beschreibende Botaniker, so lange er die Kelcheinschnitte und die Staubfäden einer Blume zählt und in der Structur eines Laubmooses die einfachen oder doppelten, die freien oder ringförmig verwachsenen Zähne der Samenkapsel untersucht; aber das Messen und Auffinden numerischer Verhältnisse, die sorgfältigste Beobachtung des Einzelnen bereitet zu der höhern Kenntniß des Naturganzen und der Weltgesetze

vor. Dem Physiker, welcher (wie Thomas Young, Arago und Fresnel) die ungleich langen Ströme der durch gegenseitige Einwirkung sich vernichtenden oder verstärkenden Lichtwellen mißt; dem Astronomen, der mittelst der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre nach den Monden des Uranus am äußersten Rande unsers Sonnensystems forscht, oder (wie Herschel, South und Struwe) aufglimmende Lichtpunkte in farbige Doppelsterne zerlegt; dem eingeweihten Blick des Botanikers, welcher die Chara-artig kreisende Bewegung der Saftkügelchen in fast allen vegetabilischen Zellen, die Einheit der Gestaltung, das ist die Verkettung der Formen in Geschlechtern aus natürlichen Familien, erkennt; gewähren die Himmelsräume, wie die blüthenreiche Pflanzendecke der Erde, gewiß einen großartigeren Anblick, als dem Beobachter, dessen Natursinn noch nicht durch die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen geschärft ist. Wir können daher dem geistreichen Burke nicht beipflichten, wenn er behauptet, daß „aus der Unwissenheit von den Dingen der Natur allein die Bewunderung und das Gefühl des Erhabenen entstehe."

Während die gemeine Sinnlichkeit die leuchtenden Gestirne an ein krystallenes Himmelsgewölbe haftet, erweitert der Astronom die räumliche Ferne; er begrenzt unsere Weltgruppe, nur um jenseits andre und andre unzählige Gruppen (eine aufglimmende Inselflur) zu zeigen. Das Gefühl des Erhabenen, insofern es aus der

einfachen Naturanschauung der Ausdehnung zu entspringen scheint, ist der feierlichen Stimmung des Gemüths verwandt, die dem Ausdruck des Unendlichen und Freien in den Sphären ideeller Subjectivität in dem Bereich des Geistigen angehört. Auf dieser Verwandtschaft, dieser Bezüglichkeit der sinnlichen Eindrücke beruht der Zauber des Unbegrenzten, sei es auf dem Ocean und im Luftmeere, wo dieses eine isolirte Bergspitze umgiebt, sei es im Weltraume, in den die Nebel- auflösende Kraft großer Fernröhre unsere Einbildungskraft ahnungsvoll versenkt. Einseitige Behandlung der physikalischen Wissenschaften, endloses Anhäufen roher Materialien konnte freilich zu dem nun fast verjährten Vorurtheile beitragen, als müßte nothwendig wissenschaftliche Erkenntniß das Gefühl erkälten, die schaffende Bildkraft der Phantasie ertödten und so den Naturgenuß stören. Wer in der bewegten Zeit, in der wir leben, noch dieses Vorurtheil nährt, der verkennt bei dem allgemeinen Fortschreiten menschlicher Bildung, die Freuden einer höhern Intelligenz, einer Geistesrichtung, welche Mannigfaltigkeit in Einheit auflöst und vorzugsweise bei dem Allgemeinen und Höheren verweilt."

Humboldt war von Gestalt mittelgroß, seine Hände waren klein und von edler Form, aus seinen blauen Augen wie aus seinem ganzen Antlitz leuchtete das herzlichste Wohlwollen, wenngleich sein Mund bisweilen auch von einem sarkastischen, seine Ueberlegenheit verrathenden

Lächeln umspielt ward. Er war vieler Sprachen mächtig; Franzosen und Engländer rühmten gleicher Weise von ihm, daß er ihre Sprache klassisch schreibe und spreche. Seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV. sah man ihn häufig in Potsdam. In dem dortigen Schlosse wie in allen königlichen Schlössern ward stets ein Zimmer für ihn bereit gehalten. In Berlin und Potsdam kannte ihn ein Jeder. „Mit sicherem, bedächtigen Schritte, etwas vorgebeugtem Haupte und dem Ausdruck der Klarheit und Milde im Angesichte, Gunst und Achtung der Vorübergehenden höflich erwiedernd; in einfacher, schmuckloser Kleidung, zuweilen eine Brochüre in der auf dem Rücken ruhenden Hand tragend — so wandelte er häufig durch Berlins und Potsdams Straßen — ein schönes Bild der Anspruchslosigkeit, ein Bild einer vollen, unter der Schwere goldener Körner sich neigenden Aehre. Wo er sich aber sehen ließ, da wurde ihm der Ausdruck der Ehrerbietung zu Theil. Mancher wich ihm aus, um ihn nicht in seinen Gedanken zu stören; Einer und der Andre schauete ihm andächtig nach und sagte seinem Begleiter: „Dort geht Humboldt!“ Der Verfasser dieser Darstellung hatte nur einmal — es war in dem hiesigen Bildermuseum — das Glück, Humboldt, der von zwei Fremden begleitet war, zu sehen: nimmer aber vergißt er das würdige Antlitz voll Leben und Liebe! Was in seine Nähe kam, belebte er, soweit menschliche Einwirkung in einer Seele Leben hervorzubringen vermag. Während höheres Wissen häufig

zu Formen des Umgangs führt, die Andere scheu und unbeholfen macht, erweckte sein Wohlwollen sofort das herzlichste Vertrauen. Die Art seines Umgangs mit Besuchenden und seiner Einwirkung auf dieselben wollen wir dem Leser an einem Beispiele verdeutlichen. Im Jahre 1857 stattete der berühmte amerikanische Reisende Bayard Taylor ihm einen Besuch ab, über dessen Verlauf derselbe eine Schilderung in einem amerikanischen Blatte erscheinen ließ. Wir lassen einen Auszug dieser Schilderung folgen.

„Ich ging nach Berlin," erzählt Taylor, „nicht um seine Museen und Gallerieen, die schöne Straße Unter den Linden, Opern und Theater zu sehen, noch um mich an dem munteren Leben seiner Straßen und Salons zu erfreuen, sondern um den größten jetzt lebenden Mann der Welt zu sprechen — Alexander von Humboldt. In Folge seines Alters und universellen Ruhmes gegenwärtig als der gekrönte Monarch in der Welt der Wissenschaft angesehen, haben seine Freunde sich genöthigt gesehen, ihn gegen die unermüdlichen Huldigungen der Tausenden seiner Unterthanen zu beschützen und, seines eigenen Wohles wegen, die Wege der Audienz zu ihm zu erschweren. Freund und vertrauter Genosse des Königs, kann man sagen, daß er, wie dieser, seinen eigenen Hof hält, mit dem Privilegium jedoch, so oft es ihm gefällt, die Förmlichkeiten aufzugeben, welche die Nothwehr allein erforderlich gemacht. Ich wandte mich, den Rath einiger deutscher Freunde befolgend, an keine Mittelsperson, sondern in

einem Schreiben direct an ihn mit der Bitte um eine Zusammenkunft. Drei Tage darauf erhielt ich eine Antwort von seiner eigenen Hand, des Inhalts, daß, obwohl er an einer Erkältung leide, er mich doch gern heut (am 25. November) Mittags ein Uhr empfangen würde. Ich war auf die Minute pünktlich und kam in seiner Wohnung in der Oranienburgerstraße an. Ein untersetzter, vierschrötiger Mann von etwa Funfzig, den ich sogleich als Humboldt's Diener Seyffert erkannte, öffnete. „Sind Sie Herr Taylor?“ redete er mich an und fügte auf meine Bejahung hinzu: „Seine Excellenz ist bereit, Sie zu empfangen.“ Er führte mich in ein Zimmer voll ausgestopfter Vögel und anderer Gegenstände der Naturgeschichte; von da in eine große Bibliothek, die offenbar die Geschenke von Schriftstellern, Künstlern und Männern der Wissenschaft enthielt. Ich schritt zwischen zwei langen, mit mächtigen Folianten bedeckten Tischen zu der nächsten Thür, welche sich in das Studirzimmer öffnete. Diejenigen, welche die herrliche Lithographie von Hildebrandt's Bild gesehen, wissen genau, wie dieses Zimmer aussieht. Da befanden sich der einfache Tisch, das Schreibpult, mit Papieren und Manuscripten bedeckt, das kleine grüne Sopha und dieselben Karten und Bilder an den sandfarbigen Wänden.

Seyffert ging an eine innere Thür, nannte meinen Namen, und alsbald trat Humboldt ein. Er kam mir mit einer Freundlichkeit und Herzlichkeit entgegen, welche

mich sofort die Nähe eines Freundes fühlen ließ, reichte mir seine Hand und fragte, ob wir Englisch oder Deutsch sprechen sollten. „Ihr Brief war der eines Deutschen," sagte er, „und Sie müssen sicherlich die Sprache geläufig sprechen; doch bin ich auch fortwährend an das Englische gewöhnt." Ich mußte auf dem einen Ende des grünen Sophas Platz nehmen, er stellte einen Strohstuhl daneben und setzte sich darauf.

Indem ich auf den majestätischen alten Mann blickte, kamen mir die Worte Tennyson's über Washington ins Gedächtniß: „O edles greises Haupt, das Jeder kennt!" Der erste Eindruck, den Humboldt's Gesichtszüge machen, ist der einer großen und warmen Menschlichkeit. Seine massive Stirn, beladen mit dem aufgespeicherten Wissen eines Jahrhunderts fast, strebt vorwärts und beschattet, wie eine reife Kornähre, seine Brust; doch wenn man darunter blickt, trifft man auf ein Paar klarer blauer Augen von der Ruhe und Heiterkeit eines Kindes. Aus diesen Augen spricht jene Wahrheitsliebe des Mannes, jene unsterbliche Jugend des Herzens, welche den Schnee von siebenundachtzig Wintern seinem Haupte so leicht erträglich machen. Man faßt bei dem ersten Blick Vertrauen, und man fühlt, daß er uns vertrauen wird, wenn wir desselben würdig sind. Ich hatte mich ihm mit einem natürlichen Gefühl der Ehrfurcht genähert, aber in fünf Minuten fühlte ich, daß ich ihn liebte und mit ihm eben

so unumwunden sprechen könnte, wie mit einem Freunde meines eigenen Alters. Seine Nase, Mund und Kinn besitzen den schweren teutonischen Charakter, dessen reiner Typus stets eine biedre Einfachheit und Rechtschaffenheit darstellt.

Ich war sehr von dem leidenden Ausdrucke seines Gesichts überrascht. Ich wußte, daß er während des letzten Jahres häufig unwohl war, und man hatte mir gesagt, daß die Anzeichen seines hohen Alters anfingen einzutreten; dennoch würde ich ihm nicht über Fünfundsiebenzig gegeben haben. Er hat wenig und kleine Runzeln, seine Haut ist weich und zart, wie man sie selten bei bejahrten Leuten antrifft. Sein Haar, obgleich schneeweiß, ist noch reich, sein Gang langsam, aber fest, und sein Auftreten thätig bis zur Rastlosigkeit. Er schläft nur fünf Stunden von vierundzwanzig, liest und schreibt seine tägliche Correspondenz von Briefen und läßt sich nicht den geringsten Umstand aus einem Theile der Welt entschlüpfen. Ich konnte nicht wahrnehmen, daß sein Gedächtniß, die erste geistige Kraft, die zu verfallen pflegt, irgendwie gelitten hat. Er spricht rasch, mit der größten Leichtigkeit, ohne je um ein Wort im Deutschen oder Englischen verlegen zu sein, und schien in der That es nicht zu bemerken, als er im Laufe der Unterhaltung fünf bis sechs Mal die Sprache wechselte. Er blieb auf seinem Stuhle nicht länger als zehn Minuten sitzen, stand vielmehr öfters auf

und spazierte durch das Zimmer, indem er dann und wann auf ein Bild zeigte oder ein Buch öffnete, um seine Bemerkungen zu erklären.

Ich sprach von meiner beabsichtigten Reise nach Rußland und meinem Wunsche, die russisch-tatarischen Provinzen Central-Asiens zu durchwandern. Die Kirgisensteppe sei sehr eintönig, meinte er; fünfzig Meilen machten einem den Eindruck von tausend; doch das Volk sei sehr interessant. Sollte ich mich dahin begeben, so würde ich keine Schwierigkeiten finden, von dort aus nach der chinesischen Grenze zu gelangen. Aber die südlichen Provinzen Siberiens, meinte er, würden mich doch am meisten entschädigen. Die Natur zwischen den Altai-Bergen sei außerordentlich großartig. In einer der sibirischen Ortschaften hatte er aus seinem Fenster elf Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt gezählt. Die Kirgisen, fügte er hinzu, gehörten zu den wenigen Menschenracen, deren Gewohnheiten seit Jahrtausenden unverändert geblieben, und sie besäßen die merkwürdige Eigenschaft, ein Mönchsleben mit einem nomadischen zu verbinden. Sie wären zum Theil Buddhisten, zum Theil Muselmänner, und ihre Mönchssecten folgten den verschiedenen Stämmen auf ihren Wanderungen, indem sie ihre religiösen Uebungen in ihren Lagern innerhalb eines geheiligten Kreises, der durch Speere abgemessen werde, verrichteten.

Humboldt's Rückerinnerungen an das Altai-Gebirge brachten ihn natürlich auf die Anden zu sprechen. „Sie

sind in Mexiko gereist," sagte er; „sind Sie nicht mit mir der Meinung, daß die schönsten Berge in der Welt jene einzelnstehenden Kegelberge sind, die, mit ewigem Schnee bedeckt, sich aus der glänzenden Vegetation der Tropen erheben? Der Himalaya, obgleich erhabener, kann kaum einen gleichen Eindruck machen; er liegt höher in dem Norden, ohne die Umgebung tropischen Wachsthums, und seine Abhänge sind im Vergleiche unfruchtbar und trocken. Sie erinnern sich des Orizaba," fuhr er fort, „hier ist ein Stich von einer unvollendeten Skizze von mir. Ich hoffe, Sie werden sie correct finden." Er stand auf und nahm den illustrirten Folioband herab, welcher der letzten Ausgabe seiner „Kleineren Schriften" beigegeben ist, blätterte ihn durch und rief bei jedem Blatte eine oder die andere Erinnerung seiner amerikanischen Reise zurück.

Ich habe nur den kleinsten Theil seiner Unterhaltung wiedergegeben, welche in einem ununterbrochenen Strome dahin floß. Indem ich mir Alles ins Gedächtniß zurückrufe, bin ich erstaunt, die große Menge Gegenstände, die er berührt, wahrzunehmen, und wie viel er in Betreff eines jeden gesagt hat oder zu sagen schien — denn er besitzt die seltene Gabe, einen Gegenstand in sein klarstes und lebhaftestes Licht durch ein paar leuchtende Worte zu setzen. Er dachte, wie er sprach — ohne Mühe. Ich möchte seinen Geist der Quelle von Vaucluse vergleichen: ein ruhiger und tiefer See, ohne Wellen auf der Oberfläche, aber durch sein Ausströmen einen Fluß erzeugend.

Seyffert erschien endlich und sagte zu ihm in einem Tone, der eben so ehrerbietig als vertraulich war: „Es ist Zeit!“ und ich empfahl mich.

„Sie sind gereist und haben viele Ruinen gesehen,“ sagte Humboldt, indem er mir seine Hand reichte; „jetzt haben Sie eine mehr gesehen.“

„Keine Ruine“ war meine unwillkürliche Antwort, „sondern eine Pyramide!“ — Ich drückte die Hand, welche die Friedrich's des Großen, Georg Forster's, des Gefährten Cook's, Kloppstock's und Schiller's, Pitt's, Napoleon's, Josephinen's, der Marschälle des Kaiserreichs, Jefferson's, Hamilton's, Wieland's, Herder's, Goethe's, Courier's, La Place's, Gay-Lussac's, Beethoven's, Walter Scott's — kurz, aller großen Männer, die Europa seit drei Vierteln eines Jahrhundert erzeugt hat, berührt hatte. Ich blickte in das Auge, welches nicht allein die gegenwärtige Geschichte der Welt, Scene nach Scene, vorüberziehen gesehen hat, bis die Handelnden Einer nach dem Andern verschwanden, um nicht wiederzukehren, sondern das auch die Katarakte von Atures und die Wälder von Cassiquiare, den Chimborazo, den Amazonenstrom, den Popocatepetl, die altaischen Alpen in Sibirien, die Tatarensteppen und das kaspische Meer betrachtet hatte. Ein solch glänzender Reichthum von Erfahrung ist ein würdiger Lohn für ein Leben so voll edelmüthiger Hingebung an die Wissenschaft. Ich habe nie ein so erhabenes Beispiel bejahrten Alters, gekrönt mit unvergänglichen Erfolgen,

voll des reichsten Wissens, belebt und erwärmt durch die reinsten Attribute des Herzens, gesehen. Eine Ruine, wirklich! Nein: ein menschlicher Tempel, vollendet wie das Parthenon.

Indem ich durch das Naturalien-Cabinet ging, hielt mich Seyffert's Stimme zurück. „Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte er, auf das Geweih eines Elennthieres aus den Rocky-Mountains hinweisend, „wissen Sie, was das ist?" „Ja wohl," antwortete ich, „ich habe so manches Elennthier verzehren helfen." Er zeigte mir auch ein sehr gutes Muster von Perlenarbeit in einem Goldrahmen. „Das ist," bemerkte er, „das Werk einer kirgisischen Prinzessin, die es Sr. Excellenz verehrte, als wir in Sibirien waren. — „Sie begleiteten damals Se. Excellenz?" fragte ich. „Ja," sagte er, „wir waren da anno 29." Seyffert ist mit Recht stolz, das Geschick seines Herrn durch dreißig bis vierzig Jahre getheilt zu haben. — Die Glocke läutete, und das Mädchen kam herein, einen Besuch anzumelden. „Ah, Fürst Ypsilanti," sagte Seyffert. Während ich nach der Straße hinabging, stieg Fürst Ypsilanti die Treppe herauf."

Ueber seinen zweiten Besuch bei Humboldt, der im Herbste des folgenden Jahres stattfand, berichtet Taylor: „Humboldt befand sich in Potsdam. Auf meine Anfrage schrieb er mir, daß, obwohl der Kaiser Alexander II. und dessen Gefolge Abends eintreffen würden, er sich dennoch ein oder zwei Stunden freimachen werde, um mit mir

über den Norden zu sprechen. Er wohnte in dem Potsdamer Schlosse, wohin er mich auf Montag Mittag beschied. Die Thür wurde mir wiederum von Seyffert geöffnet, welcher mich auch gleich wiedererkannte und mir zurief: „Willkommen! Wir wissen, wo Sie überall gewesen sind, wir haben alle Ihre Briefe gelesen! Se. Excellenz war krank, und Sie werden ihn nicht so rüstig, wie im vorigen Jahre finden; doch ist er jetzt gottlob wieder erträglich wohl."

Damit geleitete mich der Anredende in ein kleines Bibliothekzimmer, an dessen Schwelle Humboldt, der sich erhoben hatte, mich empfing. Er war blasser als früher, vielleicht auch etwas magerer, aber das blasse blaue Auge strahlte so klar und geistvoll wie je, und die Stimme hatte noch den alten herrlichen Ton. Er schüttelte mir die Hand mit der Herzlichkeit eines Freundes, und nach den ersten Begrüßungen fragte er mich genau nach der Nordreise.

Ein Gegenstand führte bald zu hundert anderen, und ehe wir es uns versahen, hatten wir uns über das ganze Gebiet der Geographie und Klimatologie verbreitet, wobei er die fernsten und dunkelsten Gegenden der Erde mit dem Lichte seines staunenerregenden Wissens berührte. Die Abzugsbogen des neuen Bandes vom „Kosmos" lagen auf dem Tische, er nahm sie auf und sagte: „Ehe Sie kamen, war ich gerade damit beschäftigt; der Band wird in zwei bis drei Wochen erscheinen." „Und Sie

unterziehen sich noch solcher Arbeit?' erlaubte ich mir zu fragen. „Arbeiten ist ein Theil meines Lebens," sagte er, „ich schlafe so wenig, und viel Ruhe wäre mir lästig; vorgestern brachte ich sechszehn Stunden mit Durchsicht dieser Bogen zu." „Sind Sie nach solchen Anstrengungen nicht sehr ermüdet?" „Im Gegentheil, ich fühle mich erfrischt, doch hängt diese Thätigkeit sehr von dem Zustande meiner körperlichen Gesundheit ab. Geistige Ermüdung kenne ich nicht." Dies konnte ich, da ich in dem Antlitz und der Stimme des prächtigen Greises alle Zeichen eines gesunden ungeschwächten Geistes wahrnahm, wohl begreifen. Ich that mir nicht wenig darauf zu gut, während sechs Monaten täglich funfzehn Stunden Kopfarbeit verrichtet zu haben, und hier stand Humboldt, der in seinem neunundachtzigsten Jahre solcher Anstrengungen fähig ist!

Die Art, wie er über sein körperliches Befinden sprach, war mir äußerst interessant. Sein kraftvoller und von thätigem Leben überfluthender Geist schien den Körper als etwas davon Unabhängiges zu betrachten und mit neugierigen Augen dessen allmälige Abnahme zu beobachten, wie er in jüngeren Jahren etwa die eines Baumes beobachtet haben würde.

Nachdem ich eine Stunde gesessen, erschien Seyffert an der Thür und sagte: „Die beiden Herren sind da; soll ich sie einlassen?" Ich stand auf, um mich zu verabschieden, doch Humboldt sagte: „Nicht doch, bleiben Sie:

sie sind aus Hongkong, vielleicht kennen Sie sie.“ Ich sah nach den Karten, einer war der Redacteur einer Zeitung, der andere ein Regierungsbeamter. Als sie eingetreten, nahm die Unterhaltung eine allgemeinere Richtung. Humboldt erinnerte sich dabei einzelner früherer Erlebnisse. Einer der Besucher sprach von Friedrich dem Großen. „Ich erinnere mich seiner sehr gut,“ sagte Humboldt, „ich war beinahe siebenzehn Jahre alt, als er starb, und sein Gesicht steht mir noch so genau wie das Ihrige vor Augen. Mit achtzehn Jahren war ich zum ersten Male in England; es war während des Warren-Hasting'schen Processes; ich erinnere mich Edmund Burke, Pitt und Sheridan alle in derselben Nacht reden gehört zu haben.“

Seine Berichte über den Wiener Congreß und seine Anekdoten von dem russischen Kaiser Alexander I. wiederhole ich nicht, weil ich nicht weiß, ob ich dazu jetzt berechtigt bin. Die Besucher gingen, und ich blieb bei ihm, bis es Zeit zu dem Diner war, das Alexander II. gegeben ward, und zu welchem Humboldt auch geladen war. „Auf Ihrem Wege nach Moskau“ sagte er, „werden Sie durch Berlin kommen?“ „Ja.“ „Nun — denn muß ich so höflich sein, bis dahin zu leben. Sie müssen dann Ihre Frau mitbringen. O, Sie müssen nicht denken, daß, weil ich nie verheirathet war, ich deshalb nicht mitfühlen kann.“ Nach diesen herzlichen Worten und einem Handschlag, worin nichts Schwaches und Zitterndes war, verließ ich den unsterblichen Greis.“

Man hört es jedem Satze an, daß Wort und Wesen Humboldt's den Berichterstatter begeistert hatte. Aehnlich erging es, wie bemerkt, einem Jeden, der ihm nahe kam; ungesegnet schied Niemand — er müßte denn stumpf an Geist und Herz gewesen sein — von ihm. Dies bezeugt unter Vielen auch der gefeierte Böckh; er wenigstens, fügt er hinzu, bekenne, daß er nie von ihm gegangen, ohne sich angeregt, gestärkt, ermuntert, ja gehoben gefühlt zu haben. Ein Aehnliches ist sogar in einem gewissen Sinne von denen zu sagen, die sich ihm brieflich nahten, sei es, daß sie ihm ein Buch oder ein anderes Erzeugniß ihrer Thätigkeit als Ausdruck ihrer Verehrung übersandten, oder daß sie ihm eine Bitte vortrugen.

Dies führt uns auf eine neue Seite der Thätigkeit Humboldt's, wie sie in gleichem Umfange wohl nicht zum zweiten Male von einem Privatmanne geübt worden sein möchte, und deren treibender Quell einzig und allein in Humboldt's unerschöpflicher Herzensgüte zu suchen ist. Er hatte — der redliche Seyffert ist Gewährsmann dafür — in der letzten Zeit seines Lebens jährlich etwa zweitausend Privatbriefe zu beantworten und gegen fünf- bis sechshundert Thaler Postgelder zu bezahlen. Täglich nahm das Lesen von Briefen und das Beantworten von Briefen den Zeitraum von einigen Stunden hin. So weit es in Humboldt's Kräften stand, kam er an ihn gehenden Wünschen und Bitten nach. Er unterstützte reichlich; Angelegenheiten, bei denen seine Fürsprache ge-

sucht ward, behandelte er auf das Gewissenhafteste; er ertheilte, wo man es wünschte, eben so gewissenhaft seinen Rath, und nicht minder hatte er für Strebende jederzeit ermunternde Worte. Wahrlich, wie recht hat doch Taylor, indem er — es sei dies in Erinnerung gebracht — Humboldt's Geist mit der Quelle von Vaucluse vergleicht: ein ruhiger, tiefer See, ohne Wellen auf der Oberfläche, aber durch sein Ausströmen einen Fluß erzeugend, Nähe und Ferne segnend! —

Wo nahm der herrliche Mann die erforderliche Zeit her? Von einem Augen- und Ohrenzeugen ward dem Verfasser dieses Lebensbildes u. A. Folgendes mitgetheilt: Bei Gelegenheit eines bei dem Oberpräsidenten (nachmaligen Ministers) v. P. stattfindenden Diners, an dem Humboldt Theil nahm, wandte sich ein Gast mit der Frage an ihn, ob es denn wirklich wahr sei, daß er, wie man sage, von den vierundzwanzig Stunden des Tages nur fünf Stunden auf den Schlaf verwende, worauf er antwortete, dies sei geschehen seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre, seit einiger Zeit aber begnüge er sich mit vier Stunden. Auf die Bemerkung Jenes: „Excellenz, wie ist das möglich!" antwortete er lächelnd: „Ich habe nicht mehr viel Zeit!"

So verwandte er seine Zeit für die Wissenschaft und im Dienste thätiger Bruderliebe. Seyffert wußte es am besten, wie unerschöpflich gütig sein Herr war. Es kam so weit, daß aus den Kreisen der Verehrer Humboldt's

öffentliche Mahnungen ergingen, die Güte des Edlen nicht zu sehr zu mißbrauchen, ihn nicht mit Gesuchen förmlich zu erdrücken.

Seine materiellen Mittel waren verhältnißmäßig beschränkt; den größten Theil seines Erbes hatte er für wissenschaftliche, namentlich für Reise-Zwecke verwandt. Alles deutet darauf hin, daß Bonpland, der gar kein Vermögen besaß, die amerikanische Reise auf Humboldt's Kosten gemacht hatte. Und immer seit jener Zeit war seine Hand geöffnet gewesen, wo es gegolten hatte, edle Bestrebungen zu unterstützen oder Balsam in Wunden zu gießen. Und wie großherzig war er im Geben! Nach seinem Tode machte der berühmte Geologe, Professor Agassiz in der amerikanischen Akademie der Wissenschaften folgende Mittheilung: „Ich war vierundzwanzig Jahre alt, als ich nach Paris auf Unkosten eines Freundes gekommen war. Zuletzt sah ich mich genöthigt, meinem Aufenthalt ein Ziel zu setzen, weil es mir unmöglich wurde, einen längeren Aufenthalt zu bestreiten. Damals befand sich Professor Mitscherlich aus Berlin auf Besuch in Paris, und eines Morgens, als er mich um den Grund meiner Niedergeschlagenheit befragte, entdeckte ich ihm, daß ich gehen müsse, da meine Börse erschöpft sei. Als ich am nächsten Morgen vor meinem Hotel frühstückte, sah ich den Bedienten Humboldt's sich mir nähern, der mir einen Brief übergab mit dem Bemerken, es sei keine Antwort nöthig und sich entfernte. Ich öffnete den Brief

und fand darin folgende Zeilen: „„Mein Freund, ich vernehme, daß Sie Paris in Folge von Verlegenheiten verlassen wollen. Das darf nicht sein. Mir liegt daran, daß Sie so lange hier verweilen, bis Sie die Aufgabe Ihrer Hierherkunft gelöst haben, deshalb lege ich fünfzig Pfund Sterling bei. Es soll ein Darlehn sein, welches Sie mir unter günstigen Verhältnissen zurückbezahlen werden.““ Etliche Jahre später, als ich in der Lage war, zahlen zu können, zeigte ich ihm dies an, bat aber um die Gunst, für immer sein Schuldner bleiben zu dürfen, weil ich recht wohl wußte, daß diese Bitte weit besser seinen Gefühlen entsprochen hätte, als die Rückzahlung des Geldes, und so bin ich sein Schuldner geblieben.“ Eine Zeitschrift des Cotta'schen Verlages, in dem sein „Kosmos“ erschien, berichtete Folgendes: „Sein Vermögen hatte Humboldt schon frühzeitig aufgezehrt, eine Anstellung und Besoldung wollte er aus Gefühl für seine Unabhängigkeit nicht annehmen, er erwarb sich daher bis in sein hohes Alter sein Brot als Literat, und obwohl er für seinen „Kosmos“ die höchsten Honorare empfing, die jemals ein deutscher Verleger zahlte, obwohl die Honorare ihm mehr eintrugen, als ihm in der nämlichen Zeit ein Ministerposten eingetragen hätte, so mußte doch der treffliche alte Herr wegen seines Wohlthätigkeitssinnes und mangelnder finanzieller Begabung oft genug mit Ueberfluß an Mangel kämpfen.“ Derselbe Mann, dessen Geist berechnend die unendlichen Räume des Weltalls durchwanderte, verfolgte

mit innigster, nicht zu ermüdender Theilnahme die Geschicke so vieler Dürftigen, die ihm vertrauungsvoll ihre Herzen geöffnet hatten. Ja, es ward auch — und auch dafür ist Seyffert unser Gewährsmann — mancher Hülfsbedürftige von ihm gesegnet, der es nicht ahnte, wer der edle Geber sei.

„Das war sein Gottesdienst,
Mit Rath und That zu dienen,
Den Brüdern beizustehn,
Auch unbemerkt von ihnen.“

Wie hätte ein solcher Mann in seiner letzten Zeit mit Gleichgültigkeit der Zukunft seines treuen Dieners Seyffert gedenken können? Auf seinen Wunsch hatte der König denselben zum Kastellan ernannt, jedoch bestimmt, daß er bis zum Ableben Humboldt's in dessen Diensten zu verbleiben habe. Humboldt vermachte ihm (mit Ausnahme weniger Stücke, die für Verwandte und Freunde bestimmt waren) seine ganze sachliche Habe, ja die Besorgniß, es könne möglicher Weise seinem Testamente aus irgend welchen Rücksichten nicht Folge gegeben werden, bestimmte ihn, sich in dieser Sache an den König zu wenden. Er erhielt (unter dem 21. März 1857) folgendes Antwortschreiben:

„Nachdem Ihre zu meiner aufrichtigen Freude so schnell und so vollständig erfolgte Herstellung von anscheinend schwerer Krankheit mich mit der Hoffnung erfüllt hat, mich noch lange Ihres geistreichen, mir so unent-

behrlich gewordenen Umgangs zu erfreuen, betrübt es mich, aus ihrem Schreiben vom 18. d. M. zu ersehen, daß Sie in Ihrem Gemüthe durch die Besorgniß sich beunruhigt fühlen, als könne Ihre zu Gunsten Ihres treuen Dieners getroffene letztwillige Verfügung über Ihre Habe durch Ansprüche vereitelt werden, welche an Letztere aus noch nicht getilgten Schuldverhältnissen dereinst geltend gemacht werden möchten. Indem es daher mir zur Befriedigung gereicht, diese Sorge durch die Versicherung von Ihnen zu nehmen, daß ich bei Ihrem hoffentlich noch fern gerücktem Ableben die Ordnung dieser Angelegenheit als ein mir werthes Vermächtniß ansehen werde, benutze ich gern diese sich darbietende Gelegenheit, Ihnen hierdurch einen erneuerten Beweis meiner Ihnen gewidmeten Theilnahme und Zuneigung zu geben.

Friedrich Wilhelm."

Trotzdem nun Humboldt ein langes Leben hindurch mit Geist und Herz für seine Mitmenschen thätig gewesen war, traf auch ihn die Natterzunge der Bosheit. Fanatische, hochmüthige, selbstsüchtige Menschen traten öffentlich mit der Behauptung auf, er habe nicht den rechten Glauben, er hege Feindschaft gegen das Christenthum.

Besonders heftig gegen ihn gebehrdete sich eine in Wien erscheinende katholische Kirchenzeitung. Aber auch von protestantischer Seite wurden ähnliche Verdächtigungen erhoben.

Diese wie jene Angriffe blieben jedoch fast gänzlich

wirkungslos. Selbst der schlichte Mann, der noch keine Zeile von Humboldt gelesen hatte, sagte sich: Wie, unser christlich gesinnter König sollte sich Einen zum Freunde und Vertrauten erwählt haben, der ein Feind des Christenthums ist? Das kann nicht sein! — Man dachte wohl auch daran, daß ja häufig genug zum Unheil der Menschen von Fanatikern ihre beschränkte Auffassung des Christenthums mit dem Wesen desselben verwechselt wird. Diese Art Eiferer, von denen Paulus sagt: „Sie eifern um Gott, aber mit Unverstand,“ stirbt nicht aus. Ihre Größe besteht in dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit, an die unbedingte Richtigkeit ihrer Auffassung; von der Demuth, die zu der Annahme führt, das Göttliche könne sich in einer oder der andern Menschenseele vollkommener abspiegeln, als in der ihren, haben sie keine Spur in sich. Käme ein Engel vom Himmel, er würde, wenn er ihrem Glaubenssystem nicht bis ins Kleinste hinein beistimmte, von ihnen verdammt werden, wie von ihren Vorgängern, ihren Geistesverwandten früherer Zeit, ein Arnold von Brescia, ein Savonarola, ein Huß, ein Luther verdammt ward. Wir wollen ein Wort aus dem 1. Bande des „Kosmos“ anführen, aus dem der Leser entnehmen möge, was es mit der Beschuldigung, Humboldt sei ein Feind des Christenthums gewesen, auf sich hat. Daselbst heißt es: „Aeußere Mittel des Zwanges, kunstreiche Staatsverfassung, eine lange Gewohnheit der Knechtschaft konnten freilich die Völker (unter der Herrschaft der Römer) scheinbar

einigen, sie konnten das vereinzelte Dasein der Völker (zeitweise) aufheben, aber das Gefühl von der Gemeinschaft und Einheit des ganzen Menschengeschlechts, von der gleichen Berechtigung aller Theile desselben hat einen edleren Ursprung. Es ist in dem inneren Antriebe des Gemüths und der religiösen Ueberzeugung gegründet. Das Christenthum hat hauptsächlich dazu beigetragen, den Begriff der Einheit des Menschengeschlechts hervorzurufen und hat dadurch auf die Vermenschlichung der Völker in ihren Sitten und Einrichtungen wohlthätig gewirkt."

Von einem protestantischen Kirchenblatte ward Humboldt, gegenüber den thörichten Angriffen, in Schutz genommen. Es ward darauf verwiesen, daß es ihm demnach ergehe, wie es unserm Lessing, unserm Goethe, unserm Schiller ergangen sei, denen von blinden Eiferern auch das Christenthum abgesprochen worden sei. Und weiter hieß es: „Wer so wie Humboldt in seiner ganzen großartigen Thätigkeit überall von dem Geiste der Wahrhaftigkeit getragen und getrieben wird, so daß alle seine Forschungen nichts Anderes bedeuten, als das Suchen und Sehnen nach der Wahrheit: der trägt den ewigen Gott der Wahrheit lebendig in seinem Herzen. Das Christenthum ist eine sittliche Religion. Das innerste Wesen der Frömmigkeit ist zugleich der innerste Kern der Sittlichkeit. Und wer die christliche Frömmigkeit lebendig in sich trägt, in dem erzeugt sie eine in dem Grade ihrer Lebendigkeit entsprechende Sittlichkeit, und in demselben

Maße, in welchem wir wahrhafte Sittlichkeit antreffen, müssen wir inwendige Frömmigkeit voraussetzen, wie viel oder wie wenig dieselbe sich in Worten und Begriffen kund geben mag. Die Hingebung an einen großen sittlichen Gedanken ist Hingebung an einen Gedanken Gottes. Von dieser Art ist Humboldt's sittlicher Werth, und in dieser sittlichen Gesinnung ist er ein Heros, der um eines Kopfes Länge hervorragt über viele Millionen Menschenkinder."

Ein amerikanischer Geistlicher, der berühmte Kanzelredner Theoder Parker, hielt in New-York eine Vertheidigungsrede für Humboldt. „Wie groß sind die Verdienste," sagte er, „die dieser Mann der Wissenschaft geleistet! Seit den Tagen des Aristoteles hat kein Mensch so viel geleistet, um die Grenzen des menschlichen Wissens zu erweitern; keiner lehrte so viele neue Wahrheiten in so vielen Zweigen der Wissenschaft. Und doch vergesse ich nicht die Verdienste eines Roger, Bacon, Galilei, Descartes oder Leibnitz. Es ist erstaunenswerth, wie viel er für so viele Wissenschaften geleistet. Welch' ein Reisender! Wie viele Länder besuchte er auf beiden Continenten! Wie erstieg er die Berge, wie erforschte er die Strömungen des Oceans. Wie entdeckte er ewige allgemeine Gesetze, da, wo Menschen früher sie nur ahnten! Reich an Specialkenntnissen in allen Zweigen der verschiedenen Naturwissenschaften, ist er mit einem riesenmäßig ordnenden Geist begabt, der sie alle in ein schönes systematisches

Ganze gruppirt, das er „Kosmos" nennt — Ordnung und Schönheit zugleich — in einem Wort „die Welt." Aber es ist nicht sein Fleiß, nicht sein Wissen, das er in achtzig Jahre langer Arbeit angesammelt hat, von dem ich heut sprechen will; es ist auch nicht sein wissenschaftliches Genie, so groß und doch so bescheiden; nein, ich werde reden von seiner wahren Humanität. Ich finde sie schon in seinen ersten Werken; sie ist noch dieselbe in seinem letzten. Er ist ein Freund der Menschheit; ihr findet ihn immer auf der Seite des Fortschritts und der Humanität. Er vertheidigt den Indianer in Nord- und Süd-Amerika gegen seinen Eroberer; er erkennt das Naturrecht des afrikanischen Negers an und vertritt es in seinen früheren Werken wie in seinen jüngsten Briefen."

Hören wir endlich noch ein Wort der Abweisung der Gegner Humboldt's, das zu jener Zeit in einem politischen Blatte erschien. Es lautet: „Die tiefe Bewunderung, mit der Alexander von Humboldt den Spuren des Schöpfers in dem Geschaffenen nachgeht, die hohe Ehrfurcht, mit der er, an der Grenze menschlicher Erkenntniß angelangt, von der sichtbaren Welt zu einer unsichtbaren emporblickt, machen auf jeden unbefangenen Leser einen wahrhaft frommen und erhebenden Eindruck."

Humboldt war in sein neunzigstes Lebensjahr eingetreten. Ungebrochen war sein Geist, und in körperlicher Beziehung war er verhältnißmäßig noch rüstig zu nennen. Dennoch war nach menschlichem Ermessen der Tag seines

Scheidens nahe, und mit erhöhter Theilnahme richteten sich deshalb die Blicke seiner vielen Verehrer auf ihn. Sein langjähriger Freund und einstiger Reisegefährte Bonpland hatte im Jahre zuvor, 85 Jahre alt, zu St. Anna das Zeitliche gesegnet. Oft war Humboldt in Gedichten gefeiert worden; wir führen hier ein Gedicht an, das (K. L. K. unterzeichnet) kurze Zeit vor seinem Tode in einer berliner Zeitung erschien:

An Alexander von Humboldt bei seinem Bildniß von Schrader.

„Laß, edler Greis, in des Sonettes Weisen,
Du, dessen Bild der schaubegier'gen Welt
Von eines Meisters Hand hier aufgestellt,
Das Werk, doch lieber noch Dich selber preisen!

Du, Alexander, hochberühmt durch Reisen,
Ein friedlicher, ein ehrenvollrer Held
Als jener Macedonier, der im Feld
Der Schlachten groß sich suchte zu erweisen!

Dein Bruder ist es, dem ich dich vergleiche.
Erob'rer seid Ihr auf verschied'ner Flur,
Du in dem weiten Umkreis der Natur,

Und Jener in der Sprache geist'gem Reiche!
Als Zwillingsstern', ich ahn's, glänzt Ihr selbander
Am Himmel einst, Wilhelm und Alexander.

Nicht lange vor dieser Zeit sah man Humboldt bei einem Begräbniß. „Wir konnten," sagt einer der Theil=

nehmer der Trauerfeierlichkeit, „als wir den ehrwürdigen Greis gebückt da stehen sahen, nicht umhin, der schönen Worte eines Dichters zu gedenken, daß, wenn der Tod auf den Menschen ziele, dieser arme Dulder sein Haupt neige, so daß der Todespfeil nur die Dornenkrone treffe und sie ihm vom Haupte nehme."

Heimgang.

„Leben ist ein Eilen zum Tode." Dieses Wort aus Dante schrieb Humboldt zu Anfang seines letzten Lebensjahres unter ein Brustbild, das Hensel von ihm gezeichnet hatte. Endlich kam auch für dieses herrliche Menschenleben der letzte Tag und die letzte Stunde. Eine kurze Krankheit ging dem Scheiden voran. Sanft und schmerzlos entschlummerte er am 6. Mai des Jahres 1859, Nachmittags halb drei Uhr. Sein baares Vermögen, das er hinterließ, bestand in wenig über 400 Thalern. Das war der Rest seines bedeutenden Erbes, das äußere letzte Ergebniß eines Lebens voll rastlosen Fleißes. Hätte er sein ererbtes und erworbenes Vermögen in erlaubter Weise wuchern lassen, er hätte Hunderttausende hinterlassen. Wie der Verewigte über seine sachliche Hinterlassenschaft verfügt hatte, ist oben gesagt worden. Man fand aber auch sein wissenschaftliches Testament wohlge-

ordnet vor: seine Manuscripte und unter ihnen namentlich das Manuscript zum letzten Bande (zweite Abtheilung) des „Kosmos." Selbst das Sachregister fehlte nicht.

Ueber Humboldt's Leichenbegängniß, welches am 10. Mai stattfand, brachten die berliner Zeitungen umständliche Berichte. Wir entnehmen ihnen Folgendes: Glänzendere, pomphaftere Kundgebungen hat unsere Residenz häufig erlebt, selten eine, die derartig von der allgemeinen Ehrfurcht und stolzen Theilnahme der gesammten Bevölkerung getragen wurde, wie das Leichenbegängniß Alexander von Humboldt's. Dasselbe wurde in der auf Befehl des Prinz-Regenten von dem Ober-Ceremonienmeister v. Stillfried angeordneten Weise ausgeführt. In der Frühe des Morgens wogten die Massen der Bevölkerung unserer Stadt unter den Linden und in der Friedrichsstadt einher. Die Oranienburgerstraße war für das große Publikum abgesperrt; aus den Häusern hingen Trauerfahnen und schlang sich der schwarze Flor von Fenster zu Fenster. In dem weltbekannten Arbeitszimmer, wo man Alexander von Humboldt sitzen zu sehen pflegte, stand der einfache Eichensarg unter grünen Gewächsen, zugänglich für Jeden, der sich den Eindruck dieser Geisterwerkstatt bewahren wollte, oder der Verlangen nach einem letzten Blick auf die theuren Züge des Verewigten in sich trug. Schlanke Fächerpalmen und blühende exotische Gewächse umrahmten das wehmüthige Bild und wiesen auf jene ferne Zeit zurück, da der rüstige, wissensdürstige

Forscher im Vollgefühle seiner Kraft die Tropenländer durchwanderte, um Schritt für Schritt die kühnsten, wichtigsten, ausgiebigsten Eroberungen für die Wissenschaft, für die Kenntniß der Natur zu machen. Als der Sarg von königlichen Dienern auf den Wagen gehoben ward, intonirte die Trauermusik den Choral. Die Umgebung des Wagens bildeten Studenten mit frischen Palmenzweigen in den Händen. Die übrige Studentenschaft zog, von Marschällen geführt, voraus, eine Andeutung, daß hier ein Fürst der Wissenschaft zu Grabe gehe. Dann kamen acht Mitglieder der berliner Geistlichkeit, unter ihnen die Prediger Jonas, Sydow, Müllensiefen, Eyssenhard. Es folgten als Träger der irdischen Ehrenzeichen der Kammerherr Graf von Fürstenberg-Stammheim, assistirt vom Kammerherrn Grafen Taczanowski und begleitet von den Kammerjunkern Grafen von Dönhof und Freiherrn von Zedlitz: sie trugen auf rothen Sammetkissen die Insignien des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, der Friedensklasse pour le mérite und der zahlreichen anderen Orden, die der Verewigte besaß. Als der Wagen aus der Oranienburgerstraße in die Friedrichsstraße einlenkte, erscholl der immer zum tiefsten Herzen sprechende Gesang vom Wiedersehen nach dem Scheiden, wie es in Gottes Rath bestimmt ist. Dieser Gesang wurde von den Schülern des Friedrichs-Gymnasiums ausgeführt. So zog man die Friedrichsstraße und auf der Südseite der Linden entlang. Die schönste Entfaltung des feier-

lichen Zuges fand auf dem Opernplatze statt. Man erblickte zunächst hinter dem Sarge die beiden Neffen des Heimgegangenen, die Söhne Wilhelm von Humboldt's, die Rittergutsbesitzer von Ottmachau und Friedrichseck in Schlesien, geführt von den Fürsten von Salm-Horstmar und dem Feldmarschall Freiherrn von Wrangel. Der General von Hedemann, Tochtermann Wilhelm's, wurde vom Fürsten Wilhelm Radziwill und dem General Grafen v. d. Gröben begleitet. Neben Herrn v. Bülow, dem Enkelsohn Wilhelm's, gingen der General v. Neumann und Fürst Adolf Hohenlohe. Es folgten die Spitzen der Staatsverwaltung, der Generalität und die Würdenträger des Hofes in Galla, die Mitglieder des Herrenhauses und des Hauses der Abgeordneten, in sehr zahlreicher Vertretung, denen sich, gleichfalls in Galla-Uniform, die Räthe der Ministerien und die Directoren der Anstalten für Kunst und Wissenschaft anschlossen. Was die preußische Hauptstadt an berühmten und gefeierten Persönlichkeiten auf denjenigen Gebieten des Lebens, die der Pflege seiner höchsten Güter gewidmet sind, zu seinen Mitgliedern zählen darf, Alle hatten sich eingefunden, ihm die letzte Ehre zu erweisen, der in seinem reichen gesegneten Leben schon an dem Sarge von so manchem mitstrebenden Dahingeschiedenen das Zeugniß der Huldigung für ein Leben abgelegt hatte, das köstlich gewesen, weil es voll Mühe und Arbeit war. Es folgten die Repräsentanten der Stadt, mit dem Amtszeichen der goldenen Kette ge-

schmückt, danach das Lehrerpersonal sämmtlicher Schulen. Ihnen schloß sich eine große Zahl von Männern aus allen Ständen der Bevölkerung an; auch bemerkte man den nordamerikanischen Gesandten. Selbst Afrika und Asien hatten ihre Vertreter. Den Wandelnden folgten die reichgeschirrten Züge der königlichen und prinzlichen Wagen, geführt von den königlichen Dienern im Gala-anzuge, hinter denen eine unabsehbare Reihe fürstlicher und anderer Equipagen den feierlichen Zug schloß.

Glockengeläut vom Dom mischte sich in den Trauer-marsch des Musikchors. Auf der Freitreppe des Gottes-hauses erwarteten den Trauerzug entblößten Hauptes der Prinz-Regent, die Prinzen Friedrich Wilhelm, Albrecht, Vater und Sohn, Georg, Adalbert, Prinz August von Württemberg, Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, der Erbprinz von Sachsen-Meiningen und der Fürst von Hohenzollern-Siegmaringen. Vor dem Hauptportal der Domkirche angekommen, wurde der Sarg von den könig-lichen Hoflakaien heruntergehoben und auf die Estrade vor den Altar gestellt. Eben dahin geleiteten die Höchsten und Hohen Herrschaften die Leidtragenden. Auf vier silbernen Candelabern brannte eine große Zahl von Wachs-kerzen; sie mischten ihr Licht mit dem der Sonne, die klar und freundlich die Morgennebel durchbrach und die Wöl-bungen des Doms vergoldete. Der Altarraum grünte im Laube hochragender Cypressen und Palmen, zwischen denen die Kerzen erglänzten, in ihrer Mitte das goldne Bildniß

des Erlösers am Kreuze. Nachdem der Dom sich von den Leidtragenden gefüllt hatte, wurde die kirchliche Feier mit dem Gesange der Gemeinde, „Jesus meine Zuversicht," eröffnet. Darnach hielt der General-Superintendent Hoffmann die Trauerrede. Chor und Gemeinde sangen das Amen und der Domchor schloß mit dem Choral: „Christus der ist mein Leben." Während die Orgelklänge in einem feierlichen Nachspiel austönten, legten die Jünger der Wissenschaft ihre grünen Palmenzweige um den kleinen Schrein, der den vergänglichen Theil des Mannes birgt, welcher mit seinem unvergänglichen Wesen das Weltall umspannte.

Die sterbliche Hülle Humboldt's blieb bis zur anbrechenden Nacht im Dom, dann wurde sie nach Tegel überführt. Um dem Heimgegangenen das letzte Geleit zu geben, versammelten sich daselbst am nächsten Morgen außer der Familie und den vertrautesten Freunden die Deputirten des Magistrats von Berlin und der Akademie der Wissenschaft und Kunst. Dann bewegte sich der Zug durch den Park nach der lieblichen Stelle, die sich ursprünglich Wilhelm von Humboldt's Gemahlin zur letzten Ruhestätte erwählt hatte, und auf der nun schon eine Zahl der Glieder der Humboldt'schen Familie ruhte. Eine neue Gruft war gegraben, und unter Gesang ward der Sarg, auf dem sich viele Kränze, aus der Nähe und aus der Ferne gesandt, befanden, eingesenkt.

Den frischen Blumen folgten bald duftende Kränze

und Blüthensträuße der Dichtung. Die erste sinnige Opfergabe dieser Art brachte H. Kletke dar:

„Als beim Schlage der Nachtigallen
Dich der Lenz zur Erde bestattet,
Als beim linderen Lüftenwallen
Ruhte der Leib, vom Kampf ermattet;

Waren es doch die letzten Bande,
Die der sinnende Geist zersprengte,
Den es, forschend amGrabeerande,
Zur urewigen Freiheit drängte.

Hinter dem Leiblichen schloß die Pforte!
Aber du wandelst in Jugendhelle
Mit unsterblichem Geisteswortе
Auf des Stromes bewegter Welle.

Möge sie hastig die welken Kränze
Abwärts schlingen das Staubverlorne —
Aber du wandelst vor uns im Lenze
Lichten Auges, der Geistgeborne!"

Weihe der Erinnerung.

Gehen wir schließlich daran, über den Eindruck zu berichten, den die Kunde von dem Hinscheiden Alexander von Humboldt's in der ganzen gebildeten Welt hervorbrachte, so wissen wir in der That kaum, wo wir an=

fangen, wo wir enden sollen. Es hieße Bücher füllen, sollte ein vollständiger Bericht geliefert werden. Wir müssen uns mit einer kleinen Umschau begnügen.

Zuvor jedoch sei mit wenigen Worten des Verhaltens der dem Gefeierten feindlichen Partei gedacht. Was sollen wir dazu sagen, daß der Groll derselben gegen ihn sich noch über das Grab hinaus geltend zu machen suchte? Dem trotz seines fast beispiellosen Wissens Bescheidensten der Gelehrten ward das erhabene Bibelwort von dem „Stückwerk" von Leuten nachgerufen, die gerade am allerwenigsten geneigt sind, es auf sich anzuwenden, da sie sich im Besitze des „Ganzen" wähnen. Die göttlichen Aussprüche sollen Allen zur Lehre und Läuterung dienen, am meisten denen, die sich ihre Verwalter nennen. Aber ihr Herrschsüchtigen, ihr wendet sie gar zu oft nur an, um eurem Haß göttliche Weihe zu geben, ihr treibt demnach schnöden Mißbrauch mit ihnen. Welchen bösen Regungen des Gemüths, welchen Sünden und Schanden — die Weltgeschichte lehrt es auf unzähligen Blättern — haben göttliche Aussprüche nicht schon zur Deckung dienen müssen! Sie wurden Richtschwertern eingeätzt, die geschmiedet waren, Unschuldige zu vertilgen, sie wurden am Fuße der Scheiterhaufen erhoben, sie prangten an Bannern, unter denen man Glaubenskriege führte, sie wurden — bis in die neueste Zeit hinein — in Anwendung gebracht, um die Sklaverei zu beschönigen. Diese eure Methode ist heutigen Tages denen nur noch willkommen, die durch

dieselbe mit euch ihre weltlichen Vortheile gefördert sehen. Doch verweilen wir nicht zu lange dabei, um uns die Stunde des Abschieds nicht zu trüben. Nur dies sei noch gesagt: Wenn schon dreitausend Jahre vor Christi Geburt es nicht mehr (in dem damals am weitesten vorgeschritte- Kulturstaate Aegypten) einem bestimmten Stande als ausschließliches Privilegium zugestanden ward, bei dem Todtengericht das geltende Schlußurtheil über den Dahingeschiedenen zu sprechen, so wird heutigen Tages einem einzigen Stande, und sei er in seiner Gesammtheit ein noch so ehrenwerther, viel weniger aber noch einer durch Unduldsamkeit und Herrschsucht sich auszeichnenden Partei innerhalb dieses Standes eine solche Befugniß eingeräumt werden können. Diese Ansicht — davon meinen wir überzeugt sein zu dürfen — ist die herrschende unter allen würdigen Gliedern des Standes der Geistlichkeit, mögen sie nun einer freien oder der sogenannten orthodoxen Richtung angehören. Keiner erkannte mehr als Humboldt die Berechtigung der verschiedenen Richtungen innerhalb der christlichen Gemeinschaft an, und diejenigen irren, die da meinen, er habe eine grundsätzlich feindselige Stellung gegen die der orthodoxen Anschauung anhängenden Geistlichkeit eingenommen. Viele bedeutende Männer, die in religiöser Beziehung der orthodoxen Richtung aus vollster Ueberzeugung huldigten — es sei nur der berühmte Geograph C. Ritter genannt — und die Humboldt's tief religiöses Wesen genau kannten, waren ihm

mit ungetheiltester Hochachtung zugethan, und es bildeten sich daraus Freundschaftsbeziehungen der reinsten Art. Man wußte gegenseitig, daß der Kern des redlichen Wirkens hier wie dort dazu angethan sei, das große Erlösungswerk, Befreiung des menschlichen Geschlechts aus Finsterniß und Knechtschaft, zu fördern. Einzig und allein (und dies durchaus nicht im Gegensatze zu seinen eben bezeichneten Freunden) gegen die erwähnte herrschsüchtige, im tiefsten Grunde ihres Wesens nur an irdische und nicht an göttliche Macht glaubende, verächtliche und gefährliche Partei, der frommes Gebahren als Deckmantel ihrer weltlichen Bestrebungen dient, hegte er lebhaften Widerwillen, und er stand nicht an, hervorragenden Vertretern dieser Partei, wenn sie in jesuitischer Weise es wagten, ihre Künste gegen ihn spielen zu lassen, mit überlegenem Worte zurück zu weisen, ob er gleich wußte, daß in dem Wörterbuche dieser Leute das Wort „Haß" die oberste Stelle einnimmt, dagegen das Wort „Vergebung" eine Stelle niemals gefunden hat.

Fassen wir die unzähligen Stimmen zusammen, die über Humboldt laut wurden, so verschwinden die der Gegner in Nichts, und wir können mit Recht sagen: Auf sein Grab legten Alle gesitteten Nationen der Welt ihre Lorbeeren nieder. Es ist billig, der Stimmen des eigenen Volkes zunächst zu gedenken. Männer der Wissenschaft, deren Namen herrlich glänzen, traten aller Orten auf und zeugten in Nachrufen für den Hingeschiedenen.

Auch von Ungenannten erschienen viele Kundgebungen in öffentlichen Blättern.

„Hätte ein Dichter — so heißt es in einem Nachruf — ein Menschenleben so gedichtet, hätte ein erhabener Künstler ein ideales Gebilde seiner Brust hingestellt in so vollendeter Schönheit der Erscheinung, die ungebrochen bis ins höchste Alter dauert, in so reiner, edler Seelenstimmung, daß auch nicht eine einzige Trübung und Irrung das harmonische Dasein stört, in so lichter erhabener Geistigkeit, daß auch nicht ein Zweig wahren menschlichen Strebens und Wissens in ihm vermißt wird; hätte ein Dichter einen Alexander von Humboldt gedichtet, wie er vor Aller Augen war, wirkte und strebte, es würde sein Gebilde in tausendfachem Schmerz des Menschenlebens tröstend gewirkt, nicht ein Zeitalter, nicht eine Nation, sondern die gesammte Menschenwelt aller Zeiten würde sich an dem Ideale erbaut — und man würde den Dichter glücklich gepriesen haben, in dessen Seele ein Wesen solch' seltener Vollendung bis zur verwirklichenden Gestaltung vorgebildet lebte.

Denn was an ihm so wunderbar gewesen, war die Vereinigung alles dessen, was Lebensverherrlichendes in der Menschheit zerstreut sich vorfindet. Von der Hinneigung zum Schönen, von der Liebe zum Guten und vom Streben nach dem Wahren, von diesen ewigen Leitsternen, die dem Menschen verliehen sind, und von denen schon vereinzelte Strahlen hinreichen, ein Leben zu veredeln, war

ihm ein wunderbar reiches Maß gegeben, und in der Pflege dieser Güter des Daseins ging sein ganzes ideales Leben auf."

„Uns Deutschen geziemt es — lautet eine andere Stimme — des großen Todten mit der Ehre zu gedenken, welche seiner die würdigste ist, mit dem Entschlusse, über alles hoch die Güter zu schätzen, sie mit allem Aufgebote zu wahren und zu vertheidigen, deren eifrigster und erfolgreichster und glänzendster Vertheidiger und Mehrer der ewige Nestor der Wissenschaft war. Alle Nationen der gesitteten Welt erkennen seine Größe an; wir aber, die wir sprechen dürfen: er war nicht blos Fleisch von unserm Fleisch und Bein, sondern auch: er war Geist von unserm Geist, wir sollen nicht allein an seinen Ruhm denken, welcher den deutschen Namen in weiteren Grenzen verherrlicht hat als kaum ein Andrer vor ihm; wir sollen vielmehr uns durchdringen mit der Erkenntniß, daß dasjenige, was den Heimgegangenen so groß machte, was in ihm in glänzender Fülle verewigt die Augen der Mitwelt blendete, das unserem Volke vor allen andern von Gott anvertraute Kleinod war: der Geist, welcher die Wahrheit sucht, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit."

Am Tage nach dem Begräbniß Humboldt's hielt die berliner Gesellschaft für Erdkunde eine Sitzung, in welcher der amerikanische Gesandte Herr Wright dem Andenken Humboldt's folgende Worte widmete:

„Gern vereine ich mein Mitgefühl mit meinen deutschen Brüdern; wir mischen unsere Thränen mit den ihren beim Hintritt dieses größten Erdensohnes. Gern feiern wir des großen, guten und geliebten Humboldt's Andenken, und die Nachricht seines Todes wird in allen Theilen Nord-Amerikas und von allen Klassen unsers Volkes mit dem tiefsten Beileid aufgenommen werden. Humboldt gehörte keinem Lande an, und sein Alter wird nicht nach Jahren gezählt. Wahrlich er hat viele Jahrhunderte in Einsicht und Kenntniß gelebt. An seiner, allen Amerikanern gleichmäßig bewährten Güte, seiner Vereinigung mit unsern Institutionen, da diese noch in der Kindheit waren, dem tiefen Interesse, das er stets für unsere Erfolge bekundete, erkennen wir, daß er einer der Unsrigen gewesen. Als er noch vor zwei Monaten mit siebenzig unserer Landsleute den Geburtstag des Vaters unseres gemeinsamen Vaterlandes feierte, sagte er selbst: Ich bin ein halber Amerikaner! — Vor über fünfzig Jahren war er Jefferson's Gefährte und Genosse, Freund Hamilton's, Madison's und Derer, welche den Grund unserer großen und glücklichen und, wohlverstanden, der Grundsätze unserer Regierung legten. Von jener Zeit bis zu seinem Tode wachte er mit dem tiefsten Interesse über jeden Fußstapfen unseres Fortschritts. Humboldt glaubte an Fortschritte, Erhebung der Menschheit, er glaubte, daß ein lichterer Tag der Kenntniß, Freiheit und Tugend dem Menschengeschlechte noch vorbehalten ist. Die geistige

Sonne zweier Jahrhunderte ist untergegangen, und wir beweinen den Hintritt des Königs der weiten Wissensreiche."

Wie in Berlin, fanden in der Nähe und Ferne Gedächtnißfeierlichkeiten zu Ehren Humboldt's statt. Als die Kunde von seinem Tode nach Paris kam, erstattete der Staatsminister Fould dem Kaiser sofort einen Bericht. „Der Tod des Herrn von Humboldt," heißt es in demselben," ist ein trauriges Ereigniß für die Welt; aber nach Deutschland, zu dessen höchsten Berühmtheiten Herr von Humboldt gehörte, findet sein Verlust in Frankreich den schmerzlichsten Widerhall." Auf Anlaß dieses Berichts verordnete der Kaiser, daß zum Andenken Humboldt's eine Statue in den Gallerien des Schlosses von Versailles errichtet werde. Der Bericht des Staatsministers und das kaiserliche Decret erschienen schon am dritten Tage nach dem Ableben Humboldt's. Das Institut der Wissenschaften in Paris ließ zu Humboldt's Gedächtniß eine kolossale silberne Medaille prägen. Sie enthielt das Portrait des Verewigten mit der Unterschrift: „Aeltestes der Mitglieder des Instituts von Frankreich. Der größte Gelehrte des Jahrhunderts. Gründer der allgemeinen Physik des Erdballs." In New-York fand eine Todtenfeier statt, bei welcher der Professor Franz Liber die einleitende Festrede hielt. Er schilderte die Verdienste, die Humboldt sich um die Wissenschaften erworben habe; dann, auf den Charakter des Gefeierten übergehend, pries

er mit begeisterten Worten den anspruchslosen Mann, dessen die ganze Menschheit umfassendes Herz es zweifelhaft machte, was man an ihm mehr achten, bewundern und schätzen solle, den Gelehrten oder den Menschen. Auch noch einige andere Redner traten auf. Professor A. Guyot hob hervor, daß Humboldt, der Schöpfer des „Kosmos," der große Gelehrte, der zuerst alle Wirkungen der Natur in Einklang gebracht, dem Grundsatze gehuldigt habe, daß von der Natur stets noch zu lernen sei. Der Gefeierte habe sich nie selbst überschätzt: ja der Lehrer, der an der Universität einen Kursus von Vorlesungen gehalten, die einen so außerordentlichen Erfolg gehabt, daß er sie habe wiederholen müssen, habe kurze Zeit später unter den Studenten den Professoren gelauscht, ein Vorbild, das er allen jungen Männern vorführen wolle. Ein anderer Redner äußerte: „Wenn unser Gesandter in Berlin sagte, Humboldt habe sich selbst als einen halben Amerikaner betrachtet, so weiß ich nicht, ob das begründet ist; so viel aber ist gewiß, daß er amerikanischerseits mindestens als ein halber Amerikaner betrachtet wird. Unmöglich kann die Verehrung für ihn in Deutschland so unbeschränkt sein, wie hier. Nur die allerbrutalste Sclavenjunkerpartei wagte es vor einigen Jahren, durch einige ihrer Organe Humboldt wegen seiner wohlbekannten Ansichten über Sclaverei zu schmähen; doch einzelne Ausnahmen in dieser Richtung giebt es auch in Deutschland unter der klerikalen und feudalen Partei."

ie Betheiligung an dieser Feier war eine außerordentlich große, und die Reden wurden mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen.

Der Gewerbeverein in New-York übersandte der Familie Humboldt eine Beileidsbezeugung, aus der wir folgende Stelle anführen: „Wir theilen mit den Hinterbliebenen des großen, edlen Dahingegangenen den Schmerz des unermeßlichen Verlustes und finden mit ihm nur Trost in dem Gedanken, daß der Geist des Verewigten — des Stolzes seiner und aller civilisirten Nationen — daß sein Name und sein Ruhm sich forterben werden von Jahrtausend zu Jahrtausend, so lange noch die Blüthe der Civilisation von Geschlecht zu Geschecht sich verjüngt. Wenn wir, diesseits des atlantischen Oceans wohnend, Bürger der vereinigten Staaten, uns noch stets als Glieder des großen deutschen Mutterstammes im Herzen Europas betrachten und gleichen Antheil nehmen an seinem Glück und seinen Leiden, so haben wir doppelten Anlaß, am Grabe des Mannes zu trauern, den — auf deutscher Erde geboren — begeisterter Wissens- und Forschensdrang, gepaart mit heldenmüthiger gigantischer Ausdauer, zum geistigen Eroberer dieser westlichen Erdveste machte. . . . Als Amerikaner deutscher Abkunft, einer Nation entsprossen, die wohl berufen ist, die in ihr wohnende geistige Entwicklungskraft weiter und weiter zu tragen, stehen wir getrost,. wenn auch tief bewegt, an der Gruft eines Mannes, der alle Strahlen des sinnenden und denkenden

Geistes in seinem „Kosmos“ und in seinen „Ansic
der Natur“ zu einem unvergänglichen Kranze zusamm
fügte. So lange solche Sterne dem deutschen Volk
strahlen, kann ihm der Pfad zu einer herrlichen Zukunft nicht dunkel bleiben.“

Wir schließen damit unsern Bericht über die Kundgebungen, die zu Ehren Humboldt's stattfanden. Ist noch Jemand unter unsern Lesern, an dessen Ohr Nachrichten über Humboldt drangen, die ihre Quellen in Beschränktheit oder Böswilligkeit haben, und der deshalb noch nicht mit ungetheilter Freude sich der Erinnerung des Gefeierten hinzugeben vermochte, der möge das unbedingt Preisenswerthe an Humboldt mit den Mängeln, die er an ihm bemerkt oder zu bemerken glaubt, vergleichen, und er wird dann gern den Gedanken in sich zur Geltung gelangen lassen, der sich in dem Worte Shakespeare's ausspricht:

„Genug, wenn Fehler sich durch größ're Tugend decken,
Die Sonne zeugt das Licht, und doch hat sie auch Flecken.“

Mit Gegnern aber, die, von Selbstsucht und pharisäischem Hochmuth verblendet, bei Beurtheilung ihrer Nebenmenschen sich nur von der Frage leiten lassen: „Was nützt oder schadet ihr Wirken mir? meiner Stellung? meinem Ansehen?“ und nicht von der: „Was nützt ihr Wirken der Menschheit?“ und die nur deshalb dem Heimgegangenen grollen, weil er sich nicht dazu hergab, sich unter das Banner ihrer Heuchelei zu

stellen und der Schleppenträger ihres hohlen Dünkels zu werden, — mit Gegnern solcher Art wollen wir uns auf eine Auseinandersetzung nicht einlassen. Ihre Vorgänger sehen wir in den finster blickenden Gestalten, die einst einen Galilei in den Kerker sandten, weil dessen wissenschaftlichen Bestrebungen die herrschende Weltanschauung, als deren geborene Grenzwächter sie sich ansehen, durchbrochen hatte. Sie sind die unholden, aber unvermeidlichen Begleiter jedes Fortschritts in der Geschichte der Menschheit; doch sind ihre gegenwärtigen Vertreter ihren Vorgängern, wenn auch an bösem Willen nicht nachstehend, so doch glücklicher Weise an Macht nicht gleich. Die dunklen Farben, die sie zum Bilde Humboldt's herbeitragen, wie auch das Dornengerank der Entstellungen, die ihr Groll erzeugt, verwendet die Menschheit heiteren Sinnes zu dem Rahmen, aus dem das Bild des Gefeierten um so lichtvoller einer bessern Zukunft entgegenstrahlt.

Finst'res Grollen, Schmähn, Verlästern
Schwindet in der Zeiten Gange,
Doch die Wahrheit, kühn verkündet,
Tönet fort im Sphärenklange.

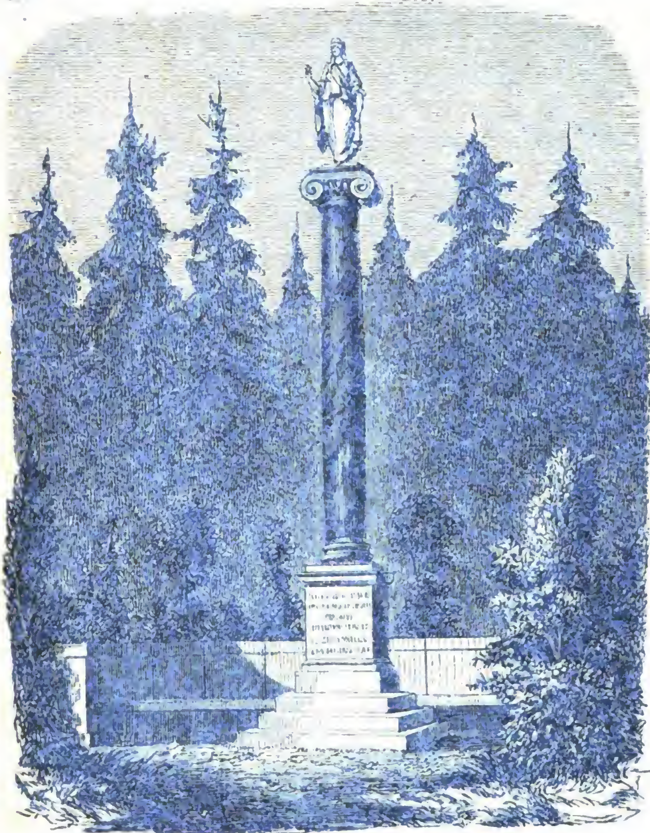
Tönet, wirket, schaffet, labet,
Tönet in dem heil'gem Werde;
Denn von Anfang bis zum Ende
Währt der Schöpfungstag der Erde.

Scheiden wir denn von dem geweihten Boden Tegels mit andachtsvoller Seele. Die Lichtgestalt des Verklärten,

dessen sterbliche Hülle dort ruht, möge uns eine stete Mahnung sein, festzuhalten an der Ueberzeugung, daß Liebesübung im Dienste der Menschheit die sicherste Bahn der Annäherung an Gott und darum der wahre Weg des Heils ist, während der Weg, den der „Glaubensstreit“ sich gebahnt hat, mit Blut, Asche und Todtengebeinen besäet, demnach als ein solcher gekennzeichnet ist, der nimmer zu Gott und somit auch nicht zum „Frieden auf Erden und zum Wohlgefallen der Menschen“ führen kann.

Welch eine Fülle der Anregung bietet dieser Garten des Todes, in dem Alexander von Humboldt inmitten einer Zahl naher Glieder seines Hauses ruht! Kleine Marmortäfelchen mit den Namen der Gestorbenen befinden sich zu Häupten einer Zahl von Gräbern, gleichsam erinnernd an die Täfelchen, welche der Gärtner zur Herbstzeit dem Samen in der Erde zur Seite stellt, dessen neues Leben er im Frühling erwartet. Und inmitten der Gräber strebt hoch die granitne Säule empor, auf der, sich abhebend von dem dunkeln Hintergrunde der Edeltannen, das weiße Marmorbild der Hoffnung steht. —

Und wenn wir des Gefeierten, seines herrlichen Bruders und der Asche der neben ihm ruhenden nahen Verwandten gedenken, die ihm an Geist und Gesinnung ähnlich waren, so steigen wohl auch andere Bilder in uns auf: die des vortrefflichen Elternpaares, ferner die Bilder Campe's, Heim's und das Kunth's,



Grabstätte der Familie Humboldt.



der nicht weit von diesem Todtengarten ruht, und dem der edle Sinn der Humboldt'schen Familie ein würdiges Grabdenkmal bereitete. Dieser Tegeler Park wird Allen, die ihr Vaterland lieben, die die Menschheit lieben, ein weihevoller Ort bleiben und ein solcher mehr noch werden, der ihnen Anlaß zu immer neuen, erhebenden Betrachtungen bietet.

Anmuthig wie damals, als in den hellen Kindesaugen sich Wald, See und Himmel abspiegelten, als das entzückte Ohr dem Sange der Vögel lauschte und die an Geist und Herz verwandten jungen Knaben Wilhelm und Alexander sinnend das Schwanenpaar — eine symbolische Vorbedeutung für sie! — auf silberheller Flut in majestätischer Haltung dahin rudern sahen, ist auch heut noch die Tegeler Landschaft, in deren Mitte sich als Kleinod der Weiheacker befindet. Das Zauberbild, das die Kindesaugen Alexander's hier aufnahmen, erweiterte und verklärte sich später in ihm zum „Kosmos"; das Bild des „Kosmos" aber, wie der Mann es schauete, hat sich nunmehr dem von allem Irdischen freigewordenen Geiste im vollsten Glanze der Wahrheit enthüllt.



Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.



10.

Aus der Jugendschriften-Verlagsbuchhandlung von Hugo Kastner in Berlin, Leipzigerstr. 61 (nahe dem Spittelmarkt), ist durch jede solide Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes zu beziehen und wird auf Wunsch gern zur Ansicht vorgelegt:

Homer's Werke (Iliade — Odyssee). Bearbeitet von **Ferd. Schmidt.** Mit 55 Illustr. von G. Bartsch. 3. Aufl. Eleg. cart. Preis 27 Sgr. Dasselbe in 2 Bänden eleg. und dauerhaft gebd. Preis 1 Thlr. 6 Sgr. **Iliade** apart cart. 10 Sgr. — **Odyssee** apart cart. 20 Sgr. — **Odyssee** Pracht-Ausgabe auf Velinpap. mit kostbar. farb. Titelbild in eleg. farb. Umschl. cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

Selten sind wohl Jugendschriften mit größerem Beifalle aufgenommen worden, als die vorstehend genannten. Nicht nur die hervorragendsten Organe der Presse, sondern auch die bedeutendsten Männer der Kunst und Wissenschaft haben den Werth dieser Bücher in den wärmsten Lobsprüchen anerkannt. Sei es uns hier gestattet, einige der Urtheile mitzutheilen:

Prof. Dr. M. Lazarus. „— — Ferd. Schmidt hat für die Odyssee die prosaische Erzählung gewählt, ist aber in den poetischen Geist, welchem sie entstammt, so tief eingedrungen, seine Anschauung ist damit so vertraut und verwandt, daß man die gebundene Rede kaum vermißt. Alle Reize der Frische und Naivität, die uns im Original und bei Voß so entzücken, sind geblieben, und wenn sonst die Prosa unter den einfließenden Daktylen und Spondeen leidet, scheinen und klingen sie hier so natürlich und angemessen, daß wir nicht bloß eine Mitte, sondern eine Art von Vereinigung der Prosa und Poesie darin erkennen."

Diesterweg: „An des Verfassers neuester Schrift: „Homer's Odyssee", deren Composition ihm unendliche Mühe gemacht haben muß, erkennt man das beifallswürdige Streben, die deutsche Jugend, die nicht Griechisch und Latein lernt, mit den edelsten Erzeugnissen fremder Völker bekannt zu machen. Es ist zu bewundern, wie sicher er den Geist des unvergleichlichen Origi-

nals, der mustergültigsten Robinsonade der Welt, festzuhalten gewußt hat.“

Prof. Dr. Carl Rosenkranz: „Der Verfasser hat keinen der großen, schönen, ewigen Züge sich entgehen lassen, welche dies herrliche Gedicht zu einer unsterblichen und nachhaltigen Nahrung der Jugend machen, die so gern im Reiz der Reisewunder und gefahrbedrohten Abenteuer schwelgt.“

Lestoq (Dr. Lessing): „— — Und da sind uns die Wesen die liebsten, die auch einst unsere Kindheit behüteten, die uns von der Erde zum Himmel entführten und der kindlichen Brust die schlummernde Knospe des Ideals zum Leben erweckten. Aber es ist keine leichte Aufgabe, die Fesseln des Alters von sich zu werfen und mit Geist und Herz in den Gesichtskreis der Jugend einzutreten. Nur wenigen Schriftstellern gelingt es, diese Aufgabe zu lösen, und von diesen wenigen ist Ferdinand Schmidt, der seit Jahren der Lieblingsautor der Jugend ist, einer der Auserwählten. Wir halten es für einen seiner Vorzüge, daß er keine neuen Dichtungen, keine neuen Märchen erfinden will, die alten bleiben immer neu und die frischesten sind die ältesten. Der alte Homer war deswegen blind, damit er recht unbefangen in die Herzen der Menschen sehen könnte, und Ferdinand Schmidt hat ihm jetzt den Wanderstab für Deutschland gereicht, und er pilgert an seiner Hand durch die Kinderzimmer und Schulsäle, und der Grieche Homer und der Germane Schmidt erzählen der lauschenden Jugend die Fahrten und Abenteuer der trojanischen Helden. Wenn Herodot sagt, daß Homer den Griechen ihre Götter gegeben habe, so ist dieser Ausspruch nur zu bescheiden, Homer hat der ganzen civilisirten Welt ihre Götter gegeben, und, wenn das Kind der Vater des Mannes ist, so bewundern noch alle Generationen die Tapferkeit des Achill, die Treue der Penelope, die Kühnheit des Diomed, als göttliche Ideale, die zu erreichen die höchste Tugend ist. So lange es noch Kinder giebt, werden sie am liebsten mit Odysseus auf Reisen gehen, und Bücher, wie die von Ferdinand Schmidt, die ohne sentimentale Süßlichkeit so recht den kindlichen Ton zu treffen wissen, sorgen dafür, daß es noch lange Kinder geben wird.“ Auf die Jugendbibliothek von Ferdinand Schmidt übergehend, fährt Dr. Lessing fort: „Aber nicht blos das antike Epos hat unser Verfasser auf den Spielplatz der

Jugend verpflanzt, auch den Baum der deutschen Heldensage hat er in ein so passendes Beet gesetzt, daß seine noch unerfahrenen Verehrer über die allzu knorrigen Wurzeln nicht stolpern können. So manche verfängliche Scene, wie sie die „Nibelungen“ darbieten, hat der Herausgeber der „Jugendbibliothek“ in der geschicktesten Weise zu umkleiden verstanden, ohne dem poetischen Hauch dadurch zu schaden; die ersten geistigen Athemzüge finden hier die reinste Atmosphäre, und die grellsten Leidenschaften werden durch eine wohlthuende Beleuchtung gemildert.“

Die Illustr. Zeit. sagt über die Schmidt'sche Bearbeitung der Odyssee und der Iliade: „Nur ein Gemüth, dem die ewigen Bilder des größten Epikers aller Zeiten vollkommen klar aufgegangen sind, konnte sie der Jugend in so einfacher und doch so wirksamer Sprache reproduciren.“

Die Grenzboten u. v. a. Ztgn. sprechen sich mit gleicher Anerkennung über diese Werke aus.

Eben so warm wurden die beiden Schriften empfohlen von Dr. J. Altmann, Schulrath Bormann, Prof. Dr. Geppert, Prof. Dr. Maercker, sowie in den kritischen Jugendschriften-Verzeichnissen, herausgeg. vom pädagogischen Vereine in Berlin.

Zugleich empfehlen wir:

Ferdinand Schmidt's Jugendbibliothek

mit Bildern von Hosemann, L. Burger und G. Bartsch. Jeder der nachstehenden Bände, 10—12 Bog. stark, eleg. cart., ist apart für 7½ Sgr. zu kaufen.

Es sind bis jetzt erschienen:

1. Kriegsruhm und Vaterlandsliebe.
2. Janko der Maler.
3. Richard's Fahrt nach dem heiligen Lande.
4. Hermann und Thusnelda.
5. Die Nibelungen.
6. Herder als Knabe und Jüngling.
7. Die Türken vor Wien.
8. Oswin oder die Schule des Lebens.
9. Jazzo.
10. Der Christbaum.
11. Der Köhler und die Prinzen.
12. Mozart.
13. Fichte's Jugendleben.
14. Epheuranken.
15. Gudrun.
16. Defoe's Robinson.
17. Wilhelm Tell.
18. Maiblumen.
19. Friedrich der Große.

zius, Dr. Max Ring, E. Sack, Geh. Archiv-Rath Dr. Riedel, Bibliothekar Dr. C. Klüpfel, Prof. Dr. v. Mayer, Bibliothekar Jac. Falke, Dr. Alexis Schmidt, Dr. C. Frenzel, Schulr. Bock, R. Prutz, Prof. Dr. Zober, Dr. Lessing (Lestoq), Dr. Wich. Lange in Karl Schmidt's Geschichte d. Pädagogik 2. Aufl., Professor Prediger P. Kleinert (Berlin), W. Berens (Nordd. Schulztg.), Dr. L. Philippson (Ztg. d. Judenthums), F. Brunold (Erheiterg.) J. Oswald (Baden), Georg Hitl, J. Rodenberg, Rud. Schlegel (Schweiz), (Jugendschrift-Kommiss. d. schweiz. Lehrervereins), J. Rill in Ungarn, Klingenstein (Israel. Lehrer), Direct. Lehmann (Magazin f. Liter. d. Ausl.), die v. d. Straßburger (Frankreich) Pfarrkonferenz ernannte Commiss. f. Volksbibliothek, Schul-Insp. Dr. M. Schulze (Gotha), Rolfus Verzchnß. ausgew. Jugendschr., A. Kleinschmidt („über Jugendschriften, Ohrdruff 1869"), E. Stötzner („Bedingungen für Herstellg. e. gut. Jugendschr.-Liter. Leipzig 1868"), L. W. Seyffarth („Rheinische Blätter XXIII. 1."), A. Petsch, Dr. Frensdorf, Dr. Schmidt-Weißenfels, A. Bohm, Dir. Dr. Kühner, Dr. Beta, Dr. O. Girndt, Ed. Senff, Trauttwein v. Belle, Ober-Schulr. Landhard, Lua, Dr. Wackernagel, Dir. Berthelt, Prof. Dr. Klun, Dr. Ch. Semler („Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben, Dresden 1864"), W. Dietlein, Mützelburg, K. Riegel (Baden), Dr. C. Pilz (Cornelia), Dir. Hoffmann (Hamburg), Rud. Petzet, R. Gottschall, Dr. Kletke, Dr. C. Ruß, Dr. Mauchot, Dr. C. Lindow, Riehl (Potsdam), die Prediger Müllensiefen und Thomas (Berlin), u. v. A. m.

Der Katalog **„Amtliches Verzeichniß der von den höhern Bildungs-Anstalten Westfalens für Schüler-Bibliotheken ausgewählten Werke"**, herausgegeben von dem Gymnasial-Director Dr. Högg in Arnsberg, führt folgende Schriften von Ferd. Schmidt auf:

„Hermann u. Thusnelda", „Kriegsruhm u. Vaterlandsliebe", „die Frithjofsage", „die Nibelungen", „Gudrun", „Oedipus", „Götter u. Helden", „Wilhelm Tell", **„Homer's Werke"**.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.

